

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Erzbischof Josef Tomko
Maria und die Familie heute

E. Monnerjahn
Was die Stunde schlägt

Norbert Martin
Ein neuer Anfang?

M. E. Humperdinck
Sokrates als Erzieher

Friedensdemonstrationen

Buchbesprechungen

Inhalt:

„Siehe, er betet“ 1

Erzbischof Josef Tomko
**Die heilsgeschichtliche Sendung der
Gottesmutter für die Familie heute 4**

Engelb. Monnerjahn
Was die Stunde schlägt 20

Norbert Martin
Ein neuer Anfang? 30

M. Evamaris Humperdinck
Sokrates als Erzieher 35

Blick in die Zeit 43

Gemeinsame kirchliche Empfehlungen für
die Seelsorge an konfessionsverschiedenen
Ehen und Familien
Zum Tode von Gerhard Marcks

Buchbesprechungen 46

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISSN 0341-3322

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn
Anschrift der Schriftleitung: Trierer Str. 400, 5400 Koblenz-Metternich

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 19,50 + DM 0,95 Porto, Ausland DM 19,50 zzgl. DM 2,20 Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,50.

„Siehe, er betet“

Als der in Damaskus lebende Jünger Christi Ananias vom Herrn selbst den Auftrag erhielt, in die Gerade Straße zu gehen und dort im Hause eines Judas nach Saulus aus Tarsus zu fragen, da schreckte er zunächst zurück. „Über diesen Mann“, so wandte er ein, „habe ich von vielen gehört, wieviel Böses er deinen Heiligen in Jerusalem zugefügt hat. Auch hier hat er von den Hohenpriestern Vollmacht, alle in Ketten zu legen, die deinen Namen anrufen.“ Es ist gut begreiflich, daß der Christ Ananias dem Christenverfolger Saulus nicht begegnen will. Der Herr aber nimmt ihm die Furcht mit dem Hinweis: „Siehe, er – Saulus – betet.“ So lesen wir in der Apostelgeschichte Kapitel neun. Der betende Saulus ist kein Verfolger mehr, er bereitet sich vielmehr durch Gebet darauf vor, in der Taufe, die Ananias ihm spenden soll, ein Mitglied der Gemeinde des Herrn zu werden.

Das Gebet ist ein Kennzeichen der Jünger Christi von Anfang an. „Alle verharrten einmütig im Gebet mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu“, heißt es von den Aposteln, die sich nach der Himmelfahrt des Herrn vom Ölberg zurück nach Jerusalem begaben (Apg. 1, 14). Wenig später wird die Urgemeinde von Jerusalem so charakterisiert: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel und in der brüderlichen Gemeinschaft, im Brotbrechen und im Gebet“ (Apg. 2, 42). So ist es selbstverständlich für die Anhängerschaft dessen, der in seinem Leben immer wieder das Beispiel des Betens gegeben hatte.

Wie halten die Christen es heute mit dem Beten? Es ist keine Frage, daß man von der Praxis des Betens bedeutsame Rückschlüsse auf den Zustand des christlichen Lebens und der Kirche ziehen kann. Darum ließ das Katholische Büro Bonn 1977 im Rahmen einer Spezialbefragung über Einstellungen von Christen der Bundesrepublik zu Kirche, Religion, Ehe und Familie auch Fragen stellen, die verlässliche Angaben über die heutige Gebetspraxis erbringen sollten. Prof. Norbert Martin vom Soziologischen Seminar der Erziehungswissenschaftlichen Hochschule Rheinland-Pfalz in Koblenz wurde 1979 mit der Auswertung der Befragung beauftragt. Im Herbst des vergangenen Jahres erschienen seine Untersuchungen in den von Wilhelm Weber und Anton Rauscher herausgegebenen „Abhandlungen zur Sozialethik“ unter dem Titel „Familie und Religion – Ergebnisse einer EMNID-Spezialbefragung“ (Verlag Schöningh, Paderborn-München-Wien-Zürich, 126 S., DM 19,80).

Die Ausführungen über das Beten stellen darin zwar nur ein verhältnismäßig kurzes, aber wohl eines der aufschlußreichsten Kapitel dar. Wir erfahren z. B., wie hoch unter den Christen der Bundesrepublik der Prozentsatz derer ist, die (noch) einigermaßen regelmäßig beten, sei es allein, mit dem Ehepartner oder mit den Kindern. Von den Katholiken beten 42 % allein, 18 % mit den Kindern, 9 % mit dem Ehepartner; für die Protestanten betragen die entsprechenden Werte

24 %, 8 % und 4 %. Nach Altersgruppen aufgeschlüsselt bietet sich folgendes Bild: In der Altersgruppe bis 29 beten 26 %, in der Altersgruppe zwischen 30 und 49 sind es 51 %, zwischen 50 und 64 Jahren 52 %, in der Gruppe über 65 56 %. Nicht weniger interessant und instruktiv sind die Prozentzahlen für einzelne Berufe. Von der Gruppe der Arbeiter beten immerhin 23 % für sich allein, 5 % mit dem Ehepartner, 12 % mit den Kindern. Die gleichen Prozentsätze sehen bei Angestellten und Beamten etwas besser aus. Von den Angestellten gaben 25 % an, für sich allein zu beten; 7 % beten mit dem Ehepartner und 14 % mit den Kindern. Die Prozentsätze lauteten bei den Beamten 27, 8 und 20.

Über diese Zahlen darf man sich gewiß freuen – nicht nur, weil sie schlechter aussehen könnten, sondern weil sie oft genug ein verborgenes heldenhaftes Christentum im Alltag bezeugen.

Man muß freilich, um das Gewicht der ermittelten Angaben voll zu ermessen, auch die Kehrseite der Medaille betrachten, d. h. sich die Prozentzahlen derer vergegenwärtigen, die nach eigenen Angaben nicht (mehr) beten. Das sind z. B. bei der Berufsgruppe der Arbeiter 46 %; bei den Angestellten 40 %, bei den Beamten 37 %, also in jedem Falle weit mehr Nichtbeter als Beter. Lediglich bei den Hausfrauen macht die Zahl der Beterinnen mit 53 % mehr als die Hälfte aus. Nachdenklichkeit bzw. Bedrückung dürften einige besondere Feststellungen verursachen, die Prof. Martin aus dem ermittelten Zahlenmaterial ableiten konnte. Dazu gehört, daß das Beten mit wachsendem Einkommen – wie es in der Sprache der Wissenschaft heißt – „negativ korreliert“, mit anderen Worten: zunehmend seltener wird. Von Leuten, die 1977 mehr als drei- oder viertausend Mark Monatseinkommen hatten, sagten mehr als die Hälfte, daß sie überhaupt nicht mehr beten. Bei Leuten mit weniger als 1 500 Mark dagegen betrug der Anteil der Nichtbeter nur etwa 25 %. – Die Häufigkeit des Betens wird auch von der Größe des Wohnortes mitbeeinflusst. In Städten mit weniger als 500 000 Einwohnern betet mehr als die Hälfte der Bevölkerung; in den Metropolen mit mehr als 500 000 Einwohnern ist es umgekehrt. – Auch die Größe der Familie scheint eine Rolle zu spielen. Prof. Martin sagt: „In Familien mit zwei, drei oder mehr Kindern wird häufiger gebetet als dies in Familien mit einem Kind oder bei kinderlosen Ehepaaren der Fall ist.“

„Allein den Betern kann es noch gelingen, das Schwert ob unsern Häuptern aufzubalten“: so heißt es in einem der bekanntesten Sonette, das Reinhold Schneider einst in dunkler Stunde schrieb. Das Wort galt damals im Blick auf die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges; es gilt genauso im Blick auf unsere heutige Lage. Wieviele Beter nötig wären, „das Schwert ob unsern Häuptern aufzubalten“, darüber sagte der Dichter nichts. In christlicher, und das heißt: in realistischer Betrachtung kann es für das Seelenheil des einzelnen, für den Zustand der Kirche und den Zustand der Welt nicht gleichgültig sein, ob die Zahl der Beter zu- oder abnimmt. Beten ist nach den Lehrern der Frömmigkeit „Aufstieg des menschlichen Geistes zu Gott“ (Thomas von Aquin), „Erhebung des Gemütes

zu Gott“. Im Gebet verbindet sich der Mensch mit Gott, richtet sich auf Gott aus. Beten ist, wie ebenfalls mit Recht gesagt wird, ein „Atemholen der Seele“. Pater Kantenich nannte es ein „Sichhineinkämpfen in die Wertwelt Gottes“. Unter welchem Gesichtspunkt auch immer wir das Gebet betrachten mögen, es offenbart dem Tiefblickenden seine Unentbehrlichkeit für uns Menschen. Wer nicht betet, verliert mit der Zeit unweigerlich seine Verbindung mit Gott und fällt der Beherrschung durch die Welt anheim. Wer nicht betet, enthält in der Tat seiner Seele den lebensnotwendigen Atem vor. Wer nicht betet, kommt nicht hinein in die Wertwelt Gottes, auf deren gelebter Anerkennung der Bestand der Welt, ihre gerechte Ordnung, mit anderen Worten: ihr Friede beruht.

E. Monnerjahn

Die heilsgeschichtliche Sendung der Gottesmutter für die Familie heute

Von Erzbischof Josef Tomko

1. Die Familie muß gerettet werden

Es ist eine genugsam bekannte Feststellung, daß die Familie heute, besonders im Umkreis unserer abendländischen Zivilisation, im Zentrum eines Wirbelsturmes steht.

Vor etwa drei Jahrzehnten hat der russischstämmige amerikanische Soziologe Pitirin Sorokin von der Harvard Universität in einer Studie über die Ursachen und Zeichen von Aufstieg und Verfall der verschiedenen Kulturen in der Geschichte hervorgehoben, daß die Familie dabei immer eine Rolle spielt. Eine Gesellschaft steht und fällt mit der Familie. Die letzte Bischofssynode, diese große Beratung im Weltmaßstab über den Gesundheitszustand und die Aufgaben der christlichen Familie in unserer Zeit, ist nur ein Zeichen dafür, daß die katholische Kirche sich dessen bewußt ist. Sie glaubt nämlich, wie Johannes Paul II. sich ausgedrückt hat, daß die Familie noch immer der Ort ist und bleiben wird, „an dem mehr als in jedem anderen Lebensbereich das Schicksal des Menschen auf dem Spiel steht“ (Johannes Paul II., Ansprache an die Kardinäle vom 22. 12. 1980). Daher „ist die Familie als ‚Grund- und Lebenszelle der Gesellschaft‘ (Apostolicam Actuositatem, Nr. 11) die Quelle von Glück und Unglück der Gesellschaft von morgen“ (Johannes Paul II., Ansprache an die Kardinäle und die Kurie vom 22. 12. 1979).

Die schnellen Veränderungen der Neuzeit stellen die Familie vor teils neuartige, teils altbekannte Probleme, vor die Überprüfung ihrer eigenen Werte. Um die Familie heute zu retten, muß sie selbst ihre Stellung im kulturellen und soziologischen Rahmen des Abendlandes erkennen. Die Familie muß gerettet werden, weil der Mensch und die Menschheit gerettet werden muß.

2. Um die Familie zu retten, muß die Liebe gerettet werden

Die Familie, vor allem die abendländische, befindet sich in einer Krise, weil der Hauptwert, der sie begründet, in einer Krise steht: die Liebe. Die Ehe ist nichts anderes als ein „Bund von Liebe und Leben“. Die Familie ist nichts anderes als eine „Gemeinschaft von Liebe und Leben“. Wenn es darum geht, die Familie zu retten, geht es also darum, die Liebe zu retten, die Liebe, die in unserer Gesellschaft eine tiefe Krise durchmacht.

Die Liebe, zumal die eheliche Liebe, gehört zu den tiefsten menschlichen Realitäten. Sie verbindet die Menschen im Innersten ihres Geistes und Willens, breitet sich in den Bereich der Gefühle und Gemütsbewegungen aus, kann Instinkte und Leidenschaften beeinflussen und findet ihre körperlichen Ausdrucksformen. Sie ist also trotz ihrer Einfachheit ein sehr vielfältiger Wert – so wie der Mensch selbst vielfältig ist.

Nun aber erleben wir in unserem Jahrhundert die Tendenz, einen einzigen Aspekt der Liebe hervorzukehren und ihr Wesen allein auf das Niveau von Instinkt, Leidenschaft, Körper und Irrationalität und damit auf naturhaften Zwang zu beschränken. Die übrigen Aspekte werden oft übergangen oder nur am Rande erwähnt. Schon die Romantik im vorigen Jahrhundert hatte Liebe zu einer bloßen Sache des Gefühls verkürzt, die sie zweifellos auch ist – aber eben nicht ausschließlich. Einige psychoanalytische Strömungen haben mit ihrem Pansexualismus weiter dazu beigetragen, die Liebe in die rein sexuelle Sphäre einzuebnen; es genügt, an Freud und Marcuse zu erinnern. Mit Wilhelm Reich kam man dann zu einer noch eingeschränkteren, „physizistischen“ Auffassung der Liebe. Sie wurde auf die bloße Betätigung der Geschlechtskräfte reduziert, und folglich wird Glück als quantitativ meßbar und mechanistisch herstellbar beurteilt.

Dieser Bedeutungs- und Wertwandel ist nicht bloß theoretisch und abstrakt geblieben. Er ist in das Leben selbst eingedrungen und drückt sich in der Sprache aus. Mit Recht sieht der Strukturalismus in der Entwicklung der Sprache ein Zeichen für die Entwicklung des Lebens und der Mentalität. Im Italienischen war beispielsweise der Begriff „lieben“ (amare) einst synonym mit „wohlwollen“ (voler bene), mit dem selbstverständlichen Beiklang: einem anderen. Heute ist das nicht mehr der Fall. Vom „dem anderen wohlwollen“ ist man übergegangen zur Gleichsetzung von Liebe mit „Wohlfühlen“ (sentire il bene) und schließlich „Sich-selbst-wohlfühlen“ (sentirsi bene). Lieben heißt heute sich wohlfühlen in emotionaler Hinsicht, sodann im sinnlich-leidenschaftlichen und schließlich im sexuellen Bereich. Damit sind wir bei der eingeschränkten Bedeutung des Begriffs „Liebe“ angelangt, die er heute in der Umgangs-, um nicht zu sagen Vulgärsprache angenommen hat.

Welches sind die unmittelbaren Folgen dieser Auffassung?

Die manchmal verzweifelte Suche nach der so verstandenen Liebe führt folgerichtig zur Rechtfertigung vorehelicher Beziehungen. In der Ehe selbst verschiebt sich ihr ganzes Gewicht auf die Beziehung Mann-Frau. Giorgio Campagni schreibt: „Das Kind wird nicht mehr als Reichtum und Fülle betrachtet, sondern auch, zumindest potentiell, als Armut und Verarmung, vor allem weil es als Hindernis für die volle Entfaltung der Paar-Beziehung gesehen wird. Das

Kind steht nicht mehr im Zentrum, sondern am Rande der ehelichen Beziehung, es wird nur mehr als Nebensache angesehen oder gar bewußt ausgeklammert“ (Fecondità e responsabilità, in: La Famiglia, März-April 1980, S. 166). In diesem Sinne hat der französische Kardinal Renard während der Synode gesagt: „Unsere Familien kranken an der Einengung auf die Ehepartner.“

Aber es kommt noch etwas hinzu: die Ehe, die auf einer solchen Auffassung von Liebe gründet, ist völlig instabil, der Willkür und dem Zufall preisgegeben; sie ist wie die Liebe selbst auf die rein gefühlsmäßige und sinnliche Ebene beschränkt. Die Ehe hört auf, sinnvoll zu sein, wenn man sich nicht mehr glücklich „fühlt“, nicht mehr vom andern in den genannten Bereichen glücklich gemacht wird. Wenn diese Art „Liebe“ zu Ende ist, hört auch die Ehe auf.

Folglich wird die Ehe als Institution religiöser oder gesellschaftlicher Art in Frage gestellt und damit auch die Familie selbst. Zu welchem Zwecke soll man bei einer solchen Auffassung Bindungen eingehen? Nicht um der Kinder willen, denn die werden entweder vermieden oder, wenn sie da sind, zu einer Randscheinung gemacht, falls man nicht sogar danach ruft, die Gesellschaft und der Staat sollen sich um sie kümmern. Aber auch nicht um der Ehe willen, denn man will nur so lange beieinander bleiben, wie man sich gegenseitig zufriedenstellen kann; danach geht man auf Suche nach Befriedigung bei einem anderen Partner. Die logische Folge dieser Mentalität sind also Probeehen, freie Lebensgemeinschaften, ein Absinken der Zahl institutionell geschlossener Ehen – alles Phänomene, die sich in den letzten Jahren auch in Italien ausgebreitet haben.

Wir alle atmen diese Luft, diese „Kultur des Genießens, der Bindungslosigkeit, des Privatisierens“, wie es vor einigen Monaten die Zeitschrift „Civiltà Cattolica“ beschrieben hat. Man könnte also sagen, daß die Krise der Ehe und Familie zu einem beträchtlichen Teil eine Krise der Liebe ist, oder genauer der *umfassenden* Bedeutung der menschlichen Liebe.

3. *Christus ist gekommen, um die Liebe zu retten*

Es ist nicht das erstmal in der Geschichte, daß die Familie und die Liebe eine Krise durchmachen. Jesus Christus hat tief in die Geschichte der Menschheit eingehen müssen, um die menschliche Liebe nach den ursprünglichen Plänen Gottes mit der Familie und der menschlichen Liebe, wie er sie als Schöpfer „von Anfang an“ grundgelegt hatte, wiederherzustellen.

Ja, *Gott selbst* hat „von Anfang an“ (Mt. 19, 4; vgl. Gen. 1–2) mit seinem Wort und mit seinem Schöpfertum einen Plan mit der Familie vorgezeichnet, wie sich aus einer aufmerksamen Lektüre des Schöpfungsberichtes ergibt: „Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde ... Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde ... als Mann und Frau schuf er sie“ (Gen. 1, 26f.).

Gott, der die Liebe ist, schuf den Menschen vernünftig und frei, fähig zu lieben und zu schenken. Er schuf ihn als Person, wie er selbst Personengemeinschaft ist.

Er schuf ihn also nach seinem Bild und Gleichnis und machte ihn teilhaftig einer Liebe, die Instinkt und Leidenschaft übersteigt. Er schuf ihn in der Zweiheit der Geschlechter, die eine Ergänzungsfähigkeit auf physischer und psychischer Ebene umschließt. Mann und Frau sind von daher berufen, sich gegenseitig zu ergänzen, sich in der Tiefe ihrer Person gegenseitig zu bereichern. Sie sind dazu erschaffen, eine Lebensgemeinschaft zu bilden, die ihr ganzes Sein einschließt und Ehe heißt. Sie sind berufen, eins zu sein in ihrer Zweiheit, „miteinander zu sein“, „ein Fleisch“ zu sein, wie die Bibel sich ausdrückt.

Zweiheit und Ergänzungsfähigkeit stehen im Dienste der Fruchtbarkeit und der personalen Liebe der Ehegatten: Ein Dienst, der offen ist zur Familie und zum Menschengeschlecht hin (vgl. GS. 12).

Die Gemeinschaft der Ehegatten ist so tief und ausschließlich, daß sie unwiderstehbar ist. Sie beansprucht Person, Geist und Körper, Verstand und Herz und gegebenenfalls auch die Kinder. Mit solchen Werten kann man nicht spielen: „Was Gott verbunden hat, das soll der Mensch nicht trennen“ (Mt. 19, 6).

Jesus Christus, „der das Innerste des Menschen kennt“ (vgl. Joh. 2, 25; 3, 19–21) und zum wirklichen Glück verhilft, der gut neun Zehntel seines Erdenlebens in der Familie verbracht hat, hat den ursprünglichen Plan des Schöpfers wiederhergestellt. Der erste Plan war verdorben worden durch die Sünde. Christus gab ihm seine ursprüngliche Reinheit wieder; mehr noch: in der Wiederherstellung erhob er ihn zu noch größerer Höhe. Christus gab der Ehe Heiligkeit, Einheit, Unauflöslichkeit wieder und pflanzte mit biblischer Radikalität dem Menschenherzen erneut die Forderung nach Keuschheit und Treue ein: „Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: ‚Du sollst nicht ehebrechen.‘ Ich aber sage euch: Jeder, der eine Frau begehrtlich anblickt, hat in seinem Herzen schon die Ehe mit ihr gebrochen“ (Mt. 5, 27–28).

Der hl. Paulus erklärt in bewundernswerter Weise, was Christus für die Ehe getan hat. Christus hat die Menschheit so geliebt, daß er die menschliche Natur annahm, sich mit ihr vermählte. Er liebt die Kirche – die Gemeinschaft derer, die ihn annehmen – wie seinen eigenen Leib, wie seine Braut. Mehr noch. Er will, daß die christlichen Eheleute sich mit gleicher bräutlicher Liebe lieben, bereit, sich einander zu verschenken bis zur Hingabe des Lebens: „Ihr Männer, liebt eure Frauen, wie auch Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat, um sie zu heiligen . . . So sind auch die Männer verpflichtet, ihre Frauen zu lieben wie ihren eigenen Leib . . . wie Christus die Kirche liebte, denn wir sind Glieder seines Leibes“ (Eph. 5, 25–30).

Christus als Bräutigam stellt uns seine zum Opfern gewillte und heiligende Liebe zur Braut Kirche nicht nur als Modell und Bild vor, sondern auch als Quelle, an

der die christlichen Eheleute immer wieder neu die Kräfte schöpfen sollen, deren sie bedürfen, um ihre Berufung als Gatten und Eltern zu erfüllen. Diese ihre dauernde Teilnahme an der Liebe Christi zu seiner Braut heißt Ehesakrament. Nicht nur im Augenblick der Trauung, sondern während ihres ganzen Ehelebens schenken sich Mann und Frau gegenseitig die mit der Ehe verbundene besondere Gnade und Heiligkeit. Auch in den Schwierigkeiten und den Prüfungen des schrecklichen Alltags ist Christus in ihrer Ehe anwesend, und zwar in einer besonderen Weise, und hilft ihnen, daß ihre Liebe sich nicht zu tödlichem Egoismus erniedrigt, sondern stets auf hingebendes Verschenken ausgerichtet bleibt; daß sie Gemeinschaft sei dem Körper und dem Geiste nach, in der Freiheit gleichwie in Ketten, in Spontaneität und Verantwortung, in glücklichen wie in schmerzvollen Tagen, für Leben und Tod.

Um den Bindungsorganismus der Familie wiederherzustellen, ist es unumgänglich, alles das wieder klar zu künden, was menschliche, zumal eheliche Liebe ist. Liebe, die weit erhaben ist über das blinde und schwankende Gefühl, Liebe, die ein wirkungsvolles Sich-öffnen für den andern sein will, ein tiefes dem andern „Wohl-wollen“, die fest verankert ist im Willen, der das Gefühl durchhaltefähig, selbstlos und wirksam macht. Mithin eine Liebe, die ihrem Wesen nach Geschenk ist, die sich dauernd kräftigen, erneuern, erholen kann, auch in Schwierigkeiten und Opfern, und die Gefahr einer blinden Spontaneität überwindet.

4. Christus macht Maria zu seiner Gefährtin im Heilswerk

Jesus Christus, der allein unmittelbarer Urheber und einzige Hauptursache unserer Erlösung ist, wollte mit seiner Erlöserliebe die Liebe eines ganz menschlichen Geschöpfes verbinden: die Liebe des demütigen Mädchens von Nazareth, das seine Mutter, die Mutter des menschengewordenen Gottes wurde. Durch die ganze Heilsgeschichte hindurch, vom ersten bis zum letzten Buch der Bibel, finden wir sie an der Seite ihres Sohnes. Hier sollten unsere guten Exegeten doch nicht die göttlichen Harmonien auf den puren Buchstabensinn beschränken, hinter dem die Väter der Kirche und die Heiligen mit ihrem Einfühlungsvermögen voller Bewunderung einen weit umfassenderen Plan Gottes erblickt haben. Sonst kommen wir mit dem gleichen kartesischen Maß der Textkritik noch dazu, die Existenz der messianischen Weissagungen des Alten Testaments zu leugnen, und das in offenem Gegensatz zur Haltung Jesu, der den Emmausjüngern „beginnend bei Moses und den Propheten aus der ganzen Schrift erklärte, was sich auf ihn bezog“ (Lk. 24, 27). Ja, wir finden Maria engstens verbunden mit dem Heilswerk ihres Sohnes und mitbeteiligt am Siege Christi über die Sünde.

In der Morgendämmerung der Menschheit kündigt Gott selbst vor dem ersten Adam und der ersten Eva, als er den Verführer straft, den Sieg der Frau und ihres Sohnes („zweiter Adam“ wird der hl. Paulus sagen, und „zweite Eva“ werden die Väter beifügen) über den Bösen an, als Zeichen der Hoffnung für die Menschheit: „Feindschaft will ich setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Sproß und ihrem Sproß“ (Gen. 3, 15).

Die Verbindung ist hergestellt: teilnehmen am Sieg des zweiten Adam (= Christus) wird die „zweite Eva“ (= Maria), die „alma socia Christi“, die erhabene Gefährtin Christi, um das Zerstörungswerk des ersten Adam und der ersten Eva wiederherzustellen.

Das Bild der Frau mit ihrem Sohn wird bis zum letzten Buch der Bibel durchgehalten: der hl. Johannes wird sie in der Vision der Apokalypse als das große Zeichen am Himmel beschreiben: die Frau mit der Sonne umkleidet, den Mond unter ihren Füßen und auf dem Haupt eine Krone von zwölf Sternen; die Frau, die Gott selbst schützt vor der Wut des boshafte Drachens (vgl. Offb. 12).

Die Frau mit ihrem Sohn ist das Zeichen des Heiles. So werden sie von den Engeln den Hirten Bethlehems geschildert: „Dies soll euch das Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln eingewickelt und in einer Krippe liegend . . . Sie kamen eilends hin und fanden Maria und Josef und das Kind, das in der Krippe lag“ (Lk. 2, 12, 16). Das ist die Einheit, deren Bedeutung jene Frau erkannte, die bewundernd ausrief: „Selig der Leib, der dich getragen“ (Lk. 11, 27). Sollte dies nicht auch das Zeichen sein, auf das geheimnisvoll, wenigstens in prophetischer Schau, Isaias anspielt, wenn er dem König Achaz ankündigt: „Seht, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären und seinen Namen Emmanuel nennen“ (Is. 7, 14)? Diese Jungfrau, dieses Mädchen aus Nazareth, in jeder Hinsicht unsere Mitbürgerin auf dieser Erde, wird so tief von Gott selbst in das Werk unserer Erlösung hineingezogen, daß sie empfängt „durch den Heiligen Geist“ (Mt. 1, 18) und dann an allen wichtigen Schritten ihres Jesus auf seinem Erdenweg beteiligt bleibt. Es ist für unser Thema interessant, daß Jesus die Stunde der Wunder auf die zuversichtliche Bitte seiner Mutter vorverlegt und das erste Wunder eigens zugunsten einer beginnenden Familie, auf der Hochzeit zu Kana wirkt. Und am Gipfelpunkt unserer Erlösung unter dem Kreuz finden wir sie, zerrissen von Schmerz, wieder bei ihrem Sohn, der durch seine opferbereite Liebe die menschliche Liebe erlöst und heilt: „*Stabat Mater dolorosa*.“ Auch dann noch, als das Herz ihres Sohnes, geöffnet von der Liebe und der Lanze des Soldaten, nicht mehr leiden kann, bleibt sie zurück mit dem gemarterten Leib in den Armen und erlebt noch einmal jede Wunde, jeden Dorn, das ganze vergossene Blut.

So ist diese Frau in unser aller Heilsgeschichte eingegangen, noch bevor bildliche Darstellung und Volksfrömmigkeit sie so sahen: als die Mutter mit dem Sohn, für immer mit dem Heilswerk verbunden.

Ist es darum erstaunlich, daß wir sie heute in einer Weise ehren, die natürlich nicht dem Gott geschuldeten Kult gleichkommt, aber derjenigen einen besonderen Platz zuerkennt, von der Elisabeth sagte: „Selig, die geglaubt hat“ (Lk. 1, 45), und die selbst voraussagte: „Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter, denn Großes hat an mir getan der Mächtige“ (Lk. 1, 48. 49)? *Et stat scriptura!* Dies sind keine Übertreibungen eines gefühlvollen Hypermarianismus, ebensowenig das, was wir nun näherhin von der Beziehung der Gottesmutter zur Familie unserer Tage sagen wollen. Denn auch diese Familie bedarf des Heiles, zu dem Maria mitgewirkt hat. Sie ist Familienmutter gewesen mit so viel Herz und mütterlicher Erfahrung. Sie ist in ganz eigener Weise in die Pläne Gottes mit der menschlichen Liebe eingetreten. Sie, die „Mutter der schönen Liebe“ genannt wird, kann mit beitragen, die kranke menschliche Liebe zu heilen.

5. Maria und die Aufgaben der Familie heute

Auf Grund ihrer engen Bindung an das Heilswerk Christi hat Maria ein Wort mitzusprechen, eine Sendung zu erfüllen zugunsten der zeitgenössischen Familie. Maria hat ganz konkret Familienleben gelebt mit seinen Freuden, Hoffnungen und Ängsten.

Gewiß ist die Heilige Familie auf Grund ihrer eigenen Sendung im Plane Gottes etwas ganz Besonderes. Menschlich gesprochen ist sie wegen dieses Planes eine unvollständige Familie. Dennoch bleibt sie immer eine menschliche Familie, geeint durch die starke, unersetzliche Bindung tiefer Liebe. Wenn auch das Band physischer Vaterschaft zwischen dem Vater und dem Kinde fehlt; wenn die Mutter durch einen Eingriff Gottes jungfräulich empfängt; wenn auch der Kleinste in der Familie, obwohl er „untertan“ (Lk. 3, 51) bleibt, in Wirklichkeit der Größte ist, nämlich der Erlöser Marias und Josefs, so bleibt doch immer auch in dieser Heiligen Familie das Wichtigste die Liebe, in der jeder lebt, denkt und für die anderen arbeitet. Maria lebt in der Familie und teilt ganz konkret die täglichen Freuden und Besorgnisse der Mütter und Frauen, zeigt ihre tätige Liebe zur ihrer – nennen wir sie ruhig so – „Kernfamilie“ und auch für die größere Verwandtschaft, die in manchen Kulturen Teil der sogenannten „Patriarchalfamilie“ oder Großfamilie ist.

Aber die Teilnahme am Erlösungswerk ihres Sohnes weitet ihr Herz zu einer allumfassenden Mutterschaft. So finden wir sie eng verbunden mit der frühen apostolischen Kirche, die am Pfingsttag vereint war „mit Maria, der Mutter Jesu“ (Apg. 1, 14). Auch zum Himmel erhoben und verherrlicht, sorgt die Gottesmutter für die Familie der Kinder Gottes, die „filii in Filio suo“, die in ihrem Sohn ihre Kinder geworden sind.

a) Wenn in der geistlichen Familie der Kinder Gottes die Liebe ein wichtiges Band ist, so ist sie es in der Naturfamilie nicht weniger. Hier kommen wir zu einer der ersten Aufgaben der Familie, die ihre eigentliche Identität betrifft: *Gemeinschaft der Liebe und des Lebens* zu sein, für die Liebe und für das Leben. Ohne gegenseitige Liebe ist die Familie nur eine Ansammlung, keine Gemeinschaft. Sie gleicht dann mehr einer Schlafstätte, einem Gasthaus, einer Fremdenpension als einem Heim. Allein die Liebe vermag die Atmosphäre von Gemeinschaft und Freiheit hervorzubringen, in der sich die Persönlichkeit der einzelnen Mitglieder entfaltet und in ihrer Würde und in der ihr eigenen Rolle oder Berufung geachtet wird. Das gilt für die Kinder, für die Eltern und für andere mögliche Mitglieder der Familie.

Mit ihrer Fülle an Liebe ist die Gottesmutter in dieser Hinsicht das ausgezeichnete Vorbild einer Mutter, Gattin und Frau überhaupt. In ihr wird die Würde des Frauseins über das gewohnte Maß hinausgehoben. In ihr läutert sich „das Ewig-Weibliche“ ohne verletzt zu werden.

Maria ist Frau, voll und ganz Frau. Sie ist „die Gebenedeite unter den Frauen“. Sie ist Frau als Jungfrau, Braut und Mutter. Sie ist das Urbild jeder Frau. Sie ist die Sicherung wahrer Frauengröße überhaupt. Sie ist die spezifische Ausprägung des Frauseins.

„Gott hat in wunderbarer Weise in der Heilsgeschichte die Würde der Frau ausgedrückt, indem er selbst Fleisch annahm durch die Jungfrau Maria, die die Kirche ehrt als Muttergottes und die sie die neue Eva nennt und als Vorbild der erlösten Frau vor Augen stellt“ (Bischofssynode über die Familie).

Wie das Arbeitspapier der Synode feststellt, hat die Würde der Frau in der Kirchengeschichte gerade durch die kindliche Verehrung der seligen Jungfrau ihre Anerkennung gefunden. So wurde die Würde der Gottesmutter für die Christen zum Gradmesser der Würde der Frau. In ihr erhält die Befreiung der Frau ihre wahre Bedeutung: es ist die Befreiung *von* einem Übel: von der Knechtschaft, die darin besteht, Subjekt und Objekt des Hedonismus zu sein, als Ware oder Magd autoritärer Beherrschungsansprüche, eines schleichenden „Machismo“ betrachtet zu werden. Es ist aber auch die Befreiung *für* etwas Großes: für die Übereignung an Gott, an die Familie, an die anderen; für eine Großmut, deren allein die Frau fähig ist. Die Hingabe der Gottesmutter ist also Modell und Maßstab für die Würde der Frau in der Familie und anderswo. Sie ist der Maßstab auch der Befreiung der Frau, die sich nicht in egoistischer Verschließung in sich selbst vollzieht und auch nicht in der Kopierung des Mannes, sondern im Wachstum echter Fraulichkeit.

b) Maria ist Modell sowohl der Eheleute als auch der jungfräulich Lebenden, und zwar durch die Art und Weise, wie sie die Aufgabe annahm, *das Leben weiterzugeben und zu bewahren*. Sie ist Zeuge der großen Aufgabe der Ehe im

Dienst des Lebens, aber zu gleicher Zeit auch in ihrem Bezug zum Reiche Gottes.

Das Gespräch mit dem Engel bei der Verkündigung läßt zunächst ihre vollkommene und direkte Erwählung des Gottesreiches erkennen, der Jungfräulichkeit als unmittelbaren Bezug zum göttlichen Bräutigam. Tatsächlich lebt der jungfräuliche Mensch auch dem Leibe nach in der Erwartung der Hochzeit Christi mit seiner Braut, der Kirche; er gibt sich dieser Braut, der Kirche, ganz hin und nimmt so in gewisser Weise schon im Fleische das auferstandene Leben der zukünftigen Welt vorweg, „wo sie nicht heiraten und nicht geheiratet werden“ (Mt. 22, 30). Die bräutliche Liebe des jungfräulichen Menschen zu Christus als Bräutigam geht also nicht durch die Vermittlung eines menschlichen Ehe- und Liebesbundes hindurch, sondern wendet sich unmittelbar Christus zu in einem Treuebund, der seine physische Unfruchtbarkeit in geistliche Fruchtbarkeit verwandelt (vgl. Is. 54, 1; Gal. 4, 27) und ihn zum Vater bzw. zur Mutter vieler macht (vgl. Mk. 10, 29 ff.).

In Maria hat Gott wunderbar realisiert und uns verständlich gemacht, wie schön Jungfräulichkeit ist, aber auch wie eng Jungfräulichkeit und eheliche Mutterschaft zusammenhängen. Ehe und Jungfräulichkeit sind zwei Arten, die gleiche mystische Realität des Bundes Gottes mit seinem Volk auszudrücken. Wie auf der Bischofssynode gesagt wurde, bleibt der Verzicht auf den Gebrauch der Geschlechtlichkeit um des Himmelreiches willen ohne Wert, wenn diese nicht als ein großer Wert und als eine Gabe des Schöpfers betrachtet wird. Und wo keine Treue mehr besteht zum Ehebund, besteht sie auch nicht mehr zum Bündnis der Jungfräulichkeit und des Zölibates und umgekehrt.

Durch einen einzigartigen göttlichen Eingriff konnte Maria auch leiblich Mutter des Lebens werden, ohne die Gnade der Jungfräulichkeit zu verlieren. So wurde sie gleichzeitig Vorbild der Jungfräulichkeit und der Mutterschaft, der physischen und der geistlichen Fruchtbarkeit. Man könnte sagen, daß sie den Treuebund mit Gott gelebt hat mit dem Fleische, das sie dem Gottessohn geschenkt hat. Ihre im Glauben angenommene Fruchtbarkeit wurde sogleich eine geistliche. Der Dienst am physischen Leben dessen, der das Leben selbst ist, wurde Dienst am göttlichen Leben, an dem es Teil hatte.

Die Familie im Abendland hat es nötig, sich die Größe des Dienstes am Leben wieder neu anzueignen. Angesichts der Tatsache, daß die Geburtenrate unter das Reproduktionsminimum gesunken ist, müssen die Familien des Okzidents wieder von der Ein-Kind-Familie loskommen, bei der zu landen sie weithin im Begriff stehen, wenn sich nicht wollen, daß ihre Völker sich binnen einer Generation halbieren. Der Westen muß – so sagte Mutter Teresa auf der Bischofssynode – den Wert des Lebens wiederentdecken. „Mit Maria können wir auf die Suche nach dem Kind gehen und es wieder heimführen in die Familie. Das Kind ist dem Blick entschwunden und deshalb hat sich die Familie aufgelöst ...“

Dann fuhr Mutter Teresa mit treffenden Anspielungen fort: „Als ich das Evangelium las, hat es mich sehr betroffen gemacht, daß der hl. Josef versucht war, Maria zu entlassen, weil er merkte, daß sie ein Kind trug. Aber da er ein Mann Gottes war, ‚nahm er sie zu sich als seine Frau‘.“

Maria und Josef haben das Leben des Kindes beschützt und vor dem Tyrannen, der das Leben des Kindes bedrohte, die Flucht nach Ägypten auf sich genommen. Viele Eltern täten sicher desgleichen. Für das im engen Brunnenschacht bedrohte Leben des armen Alfredo Rampi ist ganz Italien in Bewegung geraten. (Der Verf. spielt hier auf die tagelangen, von ganz Italien mit Spannung verfolgten, erfolglosen Bemühungen an, den genannten kleinen Jungen aus Frascati aus dem Bohrloch eines Brunnens, in das er gefallen war, zu befreien.) Aber wie ist es mit dem Leben, mit so vielen Leben, die gerade im Schoß ihrer Mutter entstanden sind und dann nach Art eines modernen Mordes an den unschuldigen Kindern einfach ausgemerzt werden?

In Maria werden die christlichen Eheleute auch Hilfe finden, ihr eheliches Zusammenleben christlich zu ordnen. An dieser Stelle wollen wir zwei Zeugnisse aus dem Leben von Ehepaaren zitieren, die als Auditoren an der Bischofssynode teilgenommen haben.

Mariele und Pino Quartana, ein Ehepaar aus Italien, führten aus: „Im Rahmen wirklicher Liebe, die sich vornehmlich als geistliche Gemeinschaft erweist, wird Enthaltensamkeit als Wert erfahren; denn wenn es stimmt, daß die Ehe sich nährt durch die körperliche Gemeinschaft, dann stimmt es auch, daß sie wächst durch Verzicht aus Liebe auf diese Intimität. Solange Eheleute sich nicht öffnen für die wahre Liebe (denken wir wieder an das Verhältnis Keuschheit–Liebe), ist es nicht leicht, ihnen Zugang zu verschaffen zu den auf zeitweiliger Enthaltensamkeit fußenden Methoden, weil sie in ihnen keinen Aspekt der Liebe erkennen. Wenn sie sich aber dieser Dimension öffnen, wird ihnen klar, daß allein hier ein Weg vorliegt, der die Person und das Verhältnis von Personen angemessen würdigt. Sie werden sich bewußt, daß es hier nicht um eine Methode geht, sondern um einen Lebensstil, um einen christlichen Lebensstil, der aber zutiefst menschlich und vermenschlichend ist. So sieht das Zeugnis aus, das wir dreizehn Jahre nach der Enzyklika ‚Humanae Vitae‘ von den Eheleuten so vieler Länder der Welt zu hören bekommen, mit denen wir in Verbindung stehen und die sich auf diesen Weg gemacht haben“ (Le Famiglie al Sinodo, Città del Vaticano 1981, S. 117). Die Deutschen Norbert und Renate Martin äußerten sich folgendermaßen: „Sie, ‚die Mutter der Schönen Liebe‘, vermag auch die Liebe der Eheleute zu läutern, so daß sich ihre Liebe dem ‚unverdorbenen Konzept‘ – wie eine gute Umschreibung der Immaculata Conceptio lautet – anzunähern vermag. Das bedeutet keine Abwertung oder Zurücksetzung der in der Ehe legitimen Sexualität – im Gegenteil, es bedeutet ihre Kultivierung im Sinne der ‚schönen Liebe‘ und ihre Integration in die volle Würde des Menschen“ (ebd., S. 26).

c) Zusammen mit Josef ist Maria auch die Erzieherin Jesu. Auf Grund ihres *erzieherischen Auftrags* wird die Familie vom hl. Augustinus „uterus prolongatus“, „verlängerter Mutterschoß“, genannt. Die Aufgabe der Erziehung ist wesentlich, ursprünglich und erstrangig und leitet sich von der Tatsache ab, daß das Ziel der Fortpflanzung eine Person ist, die gezeugt wird für ein volles Leben, für eine Entwicklung durch angemessene Erziehung.

Jesus Christus war kein gewöhnliches Kind. Mit zwölf Jahren gibt er während der Wallfahrt zum Tempel klar zu verstehen, daß er um seinen besonderen Bezug zum Vater im Himmel wußte und um seine besondere Sendung: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?“ (Lk. 2, 49) Dessen ungeachtet kehrt er nach Nazareth zurück und fährt fort, „ihnen untertan“ zu sein. Dank dieses Untertan-Seins wuchs er an Weisheit, Alter und Wohlgefallen vor Gott und den Menschen (Lk. 2, 52).

Die Erziehung steht im Dienste eines *umfassenden* Wachstums der Kinder. Die Verantwortung für die Erziehung ist vor allem Pflicht der Eltern und kann von ihnen nicht einfach an andere abgetreten, noch ihnen weggenommen werden. Es reicht nicht aus, die Kinder zu ernähren, zu kleiden, zur Schule zu schicken und sie im übrigen anderen Sozialinstanzen oder schlicht der Straße und zufälligen Bekanntschaften zu überlassen. Erziehung in Richtung auf ein Wachsen an „Weisheit und Wohlgefallen“ weist auf die physische, religiöse, soziale, berufliche und sexuelle Dimension der Erziehungsaufgabe der Eltern hin. Es geht vor allem darum, das Gewissen zu bilden, „die Kinder in Liebe zu formen und dazu zu erziehen, daß sie aus Liebe handeln können . . . , sie zu erziehen zum Glauben“ (Botschaft der Bischöfe an die Familien, Nr. 12).

Im Haus zu Nazareth, in diesem Leben der Verborgenheit, der Arbeit, des Gebets geschah die Erziehung in einer Weise des täglichen Lebens, das schon in sich einen Dialog der Liebe darstellte. Tatsächlich erziehen Eltern ja ihre Kinder durch das Zeugnis ihres Lebens, durch die Atmosphäre der Ernsthaftigkeit und Redlichkeit, der Gerechtigkeit und Liebe, des Friedens und des Gebets, der Achtung und des Vertrauens. Ein solches Werk ist die Frucht der Gnade, in der die Mutter der göttlichen Gnade den Familien besonders nahe ist.

Zwei Erzieher, die Synodenauditoren Mariele und Pino Quartana, haben das Geheimnis aller apostolischen Erziehung, sei es in der Familie, sei es an der Jugend überhaupt, gut gekennzeichnet: „Eine Tatsache spielt zu unseren Gunsten. Alle suchen das Glück, und sie suchen es in der Liebe. Aus diesem Grunde besteht der mögliche Erfolg des Apostolats christlicher Eheleute im Zeugnis der Liebe, die zwischen ihnen besteht, und ihren Auswirkungen: in der Freude, im Frieden, in der Heiterkeit bei Prüfungen, in der Einheit, in der Offenheit für das Leben, in der Verfügbarkeit für die anderen . . . In diesem Falle überwinden die Jugendlichen das weitverbreitete Mißtrauen gegenüber den Erwachsenen; denn hier wird das, was sie vorschlagen, glaubwürdig. Nicht nur das allein; sie werden

sich angesichts von Menschen, die sich lieben, auch bewußt, daß auch ihre eigene Liebe gewertet wird, und das macht sie offen zu hören und sich zu ändern. So bahnt sich ein Dialog an; ausgehend von der Schwierigkeit, sich so zu lieben, wie man möchte, versucht man, gemeinsam herauszufinden, wie die Liebe aussehen muß, die wirkliche Liebe sein will bzw. was ihr widerspricht.

Zu den Eigenschaften, die wahre Liebe zu ihrer Verwirklichung aufweisen muß, gehört die Fähigkeit, dem andern zuzuhören, ihm Raum zu lassen, daß er sich ausdrücken kann, seine Begrenztheit anzunehmen. Liebe ist bemüht zu verstehen, Gemeinschaft herzustellen. Hindernisse der Liebe sind Anspruchshaltung, das Verlangen zu haben, zu besitzen, Pflichtverletzung, falsche Selbstbestätigung, falsches Streben nach Ergänzung. – Nach und nach verlieren die Jugendlichen sich so in die wirkliche Liebe“ (Le Famiglie al Sinodo, S. 116).

Bei ruhiger Betrachtung läßt sich das Geheimnis des verborgenen Lebens in Nazareth noch auf viele andere Beispiele im Blick auf die große und wichtige Erziehungsaufgabe der Familie ausdeuten. Dann wird auch das Problem der geistlichen Berufe gelöst, sie werden überreich sprießen wie Blumen auf einer sonnenbeschiedenen Frühlingswiese.

d) Maria ist auch die Anregerin für *Familienspiritualität und Familienapostolat*. Gewiß ist die Familie von Nazareth mit der dauernden Gegenwart des menschgewordenen Gottes, mit seiner Mutter und dem hl. Josef, diesem stillen „gerechten“ Mann, an seiner Seite, das Heiligtum schlechthin. Aber jede Familie ist dazu berufen, eine solche Gemeinschaft der Treue und Liebe zu werden, die in der Gegenwart Christi und unter dem Schutz Marias lebt. Das Ehesakrament garantiert den Gatten und Eltern die besondere Gegenwart Christi zu allen Zeiten ihres Ehe- und Familienlebens. Nicht nur im Augenblick der Hochzeit, sondern das ganze Leben hindurch vermitteln sie sich die spezifischen Gnaden, die die ganze Familie durchstrahlen. Diese Gegenwart Christi, eine sichere Frucht des Sakramentes und somit der Treue Gottes, ist einer der Grundpfeiler der Familienspiritualität.

Das II. Vatikanische Konzil gibt im Kapitel 8 der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“ wertvolle Hinweise auf die Stellung der Gottesmutter im häuslichen Heiligtum der Familie. Wir wollen es sagen mit den lebensnahen Worten des schon zitierten deutschen Ehepaars, der Eheleute Martin: „Da die Familie als Kirche im kleinen ein Abbild der Kirche im großen ist, ereignet sich auch in ihr wie in der Kirche eine Fortsetzung der Inkarnation (NB: das versteht sich im übertragenen Sinne). Die Mutter dieser wie jener Inkarnation ist Maria . . . Dort, wo Maria ist, läßt sich der Heilige Geist besonders gerne nieder. Wer also die Familie retten will, darf Maria nicht übersehen . . . Darin vor allem drückt sich für uns die Realität der Übernatur aus . . . Und wir bekennen aus eigener Erfahrung, daß sie . . . eine geistige Heimat schafft, uns umformt und Sinn für das Apostolat an unseren Brüdern schenkt . . . Wir drück-

ten unsere Bindung an die Gottesmutter dadurch aus, daß wir ihrem Bild neben dem Kreuz einen Ehrenplatz in unserer Wohnung gaben, wir richteten ein Hausheiligtum ein“ (Le Famiglie al Sinodo, S. 25–26).

Wie soll man die intensive Spiritualität beschreiben, die in dem Heim zu Nazareth herrschte, in jenem kleinen Hausheiligtum, in dem sich die Geburt der großen Kirche vorbereitete und in dem Maria an der Seite Christi eine besondere Stellung innehatte?

Die Zeit nötigt uns, die geistlichen Werte, die sich hinter Stichworten von großer Tragweite für die Familien unserer Tage verbergen, der persönlichen Betrachtung zu überlassen, so z. B.: gemeinsames Gebet (für das selbst christliche Familien den Sinn und die Übung verloren zu haben scheinen: Morgen- und Abendgebet, Tischgebete, Rosenkranz, Engel des Herrn usw.); Psalmengebet (ausgewählt nach den jeweiligen Umständen, so daß sie auch für uns wie schon für den hl. Augustinus „die Stimme werden, die jubelt oder stöhnt, die sich der Hoffnung freut oder das Ziel herbeisehnt“); Lesung des Wortes Gottes (die aus dem überströmenden Herzen Mariens das wunderbare Gedicht des Magnificat hervorquellen ließ); geistliche Gespräche und Zeiten der Stille (wie schön wäre es, gemeinsam nachzulesen, was Chiara Lubich über die Rolle der Stille, die zur Sendung Marias gehört, geschrieben hat; und was wäre von Josef zu sagen, diesem Mann der Stille?).

Eines ist sicher, wie es auch P. Peyton gesagt hat: „Eine Familie, die zusammen betet, hält auch zusammen.“ Sie wird die Klippen der Versuchungen zur Untreue, der Fluchtversuche, der Drogen, der gefährlichen Freundschaften überwinden.

Maria steht im Herzen dieser Spiritualität, die sich formt nach dem Modell des Heimes von Nazareth. Mit ihrem Beispiel ermutigt sie die Bewegung, die gesunde Volksfrömmigkeit wieder zu beleben, mit all ihrer Fülle an Gefühls- und Symbolwerten. Ist nicht sie es, die zusammen mit Josef das Kind von kaum vierzig Tagen zum Tempel trägt, um den Ritus der Reinigung zu vollziehen mit dem dazugehörigen Opfer der Tauben? Oder denken wir an ihre Wallfahrten zum Tempel, an die kultischen Handlungen zum jüdischen Paschafest, wie sie vorgeschrieben waren in Kapitel 12 von Exodus (vgl. auch Dt. 16, 1–8; Num. 28, 16–25). So sind auch Festtage, Geburtstag, Taufen, Firmungen, Erstkommunionstage, Hochzeiten, Trauerfälle, Zeiten des Kirchenjahres (Advent, Weihnachten, Epiphanie, Fastenzeiten, Ostern, Pfingsten, Allerseelen) Gelegenheiten, Familienspiritualität zu entwickeln und auszudrücken. Dabei sollte man vor liturgieähnlichen Formen, vor symbolischem und poesieerfülltem Handeln nicht zurückschrecken. Und wie schön ist erst jene über das gemeinsame Gebet hinausgehende Form von Familienspiritualität, bei der die ganze Familie in

gelmäßigem Abstand zum Sakrament der Wiederversöhnung und zum Tisch des Herrn hintritt!

Die Familienspiritualität, zu der die Gottesmutter hinführt, hat jene Eigenschaften, auf die die Bischofssynode mit besonderem Nachdruck hingewiesen hat: Sie ist eine Spiritualität im Dienste der Schöpfung (d. h. für das Leben und nicht für den Tod oder das Nichts); sie ist eine Spiritualität des Bundes (d. h. der Treue zum treuen Gott); sie ist eine Spiritualität des Kreuzes (und wieviel kann hier die Gottesmutter vorleben, die gemäß der Weissagung Simeons vom Schwert durchbohrt wurde und als Schmerzensmutter unter dem Kreuze stand); sie ist eine österliche Spiritualität (was sich im Bestehen von Prüfungen erweist, im Verzeihen und in der Pflege der Freude); sie ist eine Spiritualität der Zeichenhaftigkeit (Zeichen sein für andere, das Liebe, Achtung, Nüchternheit und Keuschheit bezeugt); sie ist eine eschatologische Spiritualität (die sich ausstreckt in der Hoffnung auf das ewige Leben).

Eine Familie, die aus solcher Spiritualität lebt, wird ohne weiteres Zutun apostolisch. Liebe, die in der Familie gelebt wird, bleibt nicht in einer „splendid isolation“ verschlossen, sondern teilt sich nach außen mit. So war es auch mit der Liebe, die Maria dazu antrieb, 150 Kilometer (zu Fuß oder auf dem Rücken eines Esels?) auf sich zu nehmen, um ihrer Base Elisabeth für gut drei Monate zu dienen. So auch ist die Tatsache zu sehen, daß sie die Einladung zur Hochzeit im nahegelegenen Kana annahm; daß sie als erste das Fehlen des Weines bemerkte und nach ganz eigener Art für Abhilfe sorgte – durch die Allmacht ihres Sohnes. Ist es da noch verwunderlich, daß in den apostolischen Vereinigungen und Bewegungen von Familien, die überall im Entstehen begriffen sind, die Gottesmutter eine besondere Stellung innehat?

Ja, die zutiefst christliche Familie ist, auch wenn sie sehr darauf bedacht bleibt, ihre eigene spirituelle Geschlossenheit zu wahren, doch eine offene Familie. Sie ist „Kirche im kleinen“, weil sie Teil der großen Kirche ist, und muß deshalb ihre apostolische Geöffnetheit für andere Familien, für die Pfarrei, für die Diözese, für die universale Kirche, für die Missionen, für die Armen usw. pflegen. So muß denn Familie sich heute immer stärker wandeln vom Objekt pastoraler Sorge hin zu einem wahrhaft aktiven Subjekt des Apostolats.

e) Die Ausführungen über die offene Familie lenken die Aufmerksamkeit auf die *soziale und kulturelle* Aufgabe der Familie.

Wie die Heilige Familie in der damaligen Gesellschaft viele Schwierigkeiten durchtragen mußte, kann es auch der Familie unserer Tage ergehen. Josef und Maria flohen nicht vor den Forderungen ihres Staates, wie ihre Reise zur Volkszählung nach Bethlehem zeigt, die sie trotz der für die Gottesmutter schwierigen Umstände unternahmen. Und in dieser Stadt lernten sie das kennen, was heute viele Familien mit Kindern erfahren: die Weigerung satter Bürger, ihnen eine

Wohnung zu bieten, weil sie morgen nicht das Weinen eines Kindes hören wollen, weil sie Unannehmlichkeiten mit einer armen und vielleicht arbeitslosen Familie aus dem Weg gehen wollen. Kaum haben sie sich eine neue Existenz aufgebaut, zwingt sie die Gewalt, die sich das Recht über das Leben der unschuldigen Kinder anmaßt, zur Auswanderung, zur Suche nach Freiheit und ruhiger Arbeit.

Maria und ihre Familie haben also die Schwierigkeiten kennengelernt, in die Familien hinsichtlich der Arbeit, der Beschäftigung, der Armut, als Auswanderer, in Verfolgung, vor der Staatsgewalt – kurz: in ihrer Beziehung zur Gesellschaft kommen können. Die christliche Familie muß wie jede andere Familie als Urzelle, die lebensmäßig und organisch mit der Gesellschaft verbunden ist, offen bleiben für die menschlichen, sozialen und kulturellen Probleme der anderen Familien, der Gemeinschaft und Gesellschaft, und zwar mit dem Ziel, eine Zivilisation der Liebe aufzubauen. Das hat praktische Bedeutung: so z. B. die Verbreitung familialer Grundhaltungen wie Gemeinschaft, Partizipation, Solidarität im gesellschaftlichen Leben; tiefes christliches Mitgefühl für die Armen, Arbeitslosen, Drogenabhängigen, Behinderten, Waisen, Auswanderer, Witwen; Achtung und Unterstützung der Rechte anderer, vor allem der Schutzlosen; Sparsamkeit und Einfachheit auch in den sozialen Beziehungen sowie im Gebrauch der Naturschätze, die Eigentum der ganzen Menschheit sind.

Die anderen Gemeinschaften müssen die vorrangige und ursprüngliche Gegebenheit der Familie anerkennen und dürfen ihre Rechte nicht verändern oder sich gar an ihre Stelle setzen. So verlangt es das bekannte Prinzip der Subsidiarität. Der moderne Staat darf und kann also nicht – wie Herodes – empfangenes Leben ausmerzen, eine bestimmte Kinderzahl vorschreiben, Sterilisation, Kontrazeption fördern. Er muß vielmehr der Familie bei der Erfüllung ihrer Aufgaben und in der Verteidigung ihrer Rechte zu Hilfe kommen.

Schluß

Es geht um die Rettung der Familie heute. Sie muß dadurch gerettet werden, daß die Liebe gerettet wird. Jesus Christus ist gekommen, um die Liebe zu retten. Er hat sich für sein Werk mit der verbündet, die die „Mutter der Schönen Liebe“ ist. Darum führt der Weg der Kirche durch Christus, der von einer Frau geboren wurde. Für das Heil der Welt nahm er die menschliche Familie von Nazareth als die seine an und verbrachte darin die längste Zeit seines Lebens „mit Maria, seiner Mutter“. Auf diese Weise hat er sich gewissermaßen mit allen Familien der Welt vereinigt (vgl. Johannes Paul II. beim Angelus am 12. Oktober 1980, dem „Tag der Familien“).

Die Aufgabe Marias in der Familie von Nazareth war groß. Ihre Aufgabe, an der Seite Christi die heutige Familie zu retten, ist groß. Im Heiligtum des Hauses hat sie, die Mutter mit dem Kind, den zentralen Platz inne. Das folgende konkrete Zeugnis der Eheleute Norbert und Renate Martin auf der Bischofssynode soll zugleich Beispiel und Ermutigung sein, wahre „Familienkultur“ zu schaffen: „Es wäre für uns eine Freude, anhand vieler Beispiele zu zeigen, wie aus dieser zugleich konkreten und geistigen Mitte des Hauses das gesamte Ehe- und Familienleben befruchtet wird, weil von hier aus sich die Wirksamkeit der Gottesmutter als Mutter, Erzieherin und Königin der Familie erweist. Sie sähen dann z. B., wie real schon für kleine Kinder theologische Wahrheiten werden können, wie sich das Gebet der Eheleute und das Familiengebet selbstverständlich entfaltet, im Alltag wie an Festtagen, wie die Kinder hier zu den Sakramenten hingeführt werden, wie wir als Eltern Rat und Trost in Erziehungsfragen und anderen Schwierigkeiten erfahren, weil wir in die Haltung des ‚Stabat Mater‘ hineingezogen werden, wie die Gottesmutter von dort aus in andere Familien hineinwirkt und Gemeinschaft zwischen Familien, Priestern und Ordensleuten entsteht, wie die Mitverantwortung für die Weltkirche erwacht, wie Maria den Sinn für eheliche Keuschheit und verantwortliche Elternschaft weckt, wie sie zum Ausharren in Kreuz und Leid ermutigt und alle Familienmitglieder in die Nachfolge Christi hineinzieht. Hier in unserem Hausheiligtum feiern, basteln, spielen und singen wir mit unseren Kindern, . . . hier ist Beginn und Abschluß unseres Tagewerkes, hierhin bringen wir freud- und leidvolle Nachrichten, von hier aus gestalten wir die liturgischen Feste des Jahres sowie die der Gottesmutter geweihten Monate Mai und Oktober . . . So ist nicht das Fernsehen, sondern das Bild der Gottesmutter das heimliche Herz unseres Hauses. Familie wird hier Raum der Entscheidung für unsere Kinder, die die Zukunft der Kirche sind. – Nun stehen beide Pfeiler, die wir für unser Gebäude ‚christliche Familie‘ brauchten, vor Ihnen: die Spiritualität (die sich von Christus und seiner Mutter her ausbildet) und die im Alltag sich ausprägende Familienkultur. Jeder kann sein Haus nach dieser Art bauen, sei er arm oder reich, in der ersten, zweiten oder dritten Welt“ (Le Famiglie al Sinodo, S. 26–27).

Wie das Ehepaar Martin es auf der Bischofssynode getan hat, so möchte auch ich mit der Anrufung schließen: „Regina familiae christianae, ora pro nobis! Königin der christlichen Familie, bitte für uns!“

Der vorstehende Beitrag stellt ein Referat dar, das am 7. 9. 1981 auf der „Settimana Nazionale Mariana 1981“ in Faenza/Italien gehalten wurde. Sein Verfasser, Erzbischof Josef Tomko, ist Generalsekretär der Römischen Bischofssynode. Die Übersetzung aus dem Italienischen besorgte Renate Martin.

Was die Stunde schlägt*

Von Engelbert Monnerjahn

In einem der zahlreichen Beileidsschreiben, die seinerzeit anlässlich des Heimgangs Pater Kentenichs in Schönstatt eintrafen, hieß es über ihn: „Er war eine Gabe Gottes an uns, an die Kirche, an die Menschheit.“ Wir Menschen tun gut daran, Gaben Gottes immer wieder dankbar zu betrachten. Das gilt vor allem dann, wenn es sich, wie im Falle Pater Kentenichs, um eine nicht alltägliche Gabe, sondern, wie das II. Vatikanische Konzil sich ausdrückt, um eine Gabe, ein „Charisma von besonderer Leuchtkraft“ handelt.

Unsere Betrachtung der Gabe Gottes, die Pater Kentenich für uns darstellt, wollen wir am heutigen Abend und in den nächsten Tagen nicht so vollziehen, daß wir über ihn sprechen; vielmehr soll er zu uns sprechen, und zwar in einer ganz bestimmten Eigenschaft, nämlich in seiner Eigenschaft als Prophet. Wir erinnern uns, daß Bischof Josef Stimpfle von Augsburg 1966 auf eine Tischansprache Pater Kentenichs spontan mit den Worten reagierte: „Pater et propheta locutus est = ein Vater und Prophet hat gesprochen.“ In der Tat können auch wir als Schönstattfamilie bekennen: Eine der größten Wohltaten, die wir von Pater Kentenich empfangen haben, das war die prophetische Wegweisung und Führung durch den Dschungel unserer Zeit, die er uns zuteil werden ließ. Im Rückblick auf fast siebenzig Jahre höchst bewegter Schönstattgeschichte wird uns deutlich, in welcher ausgezeichneten Weise Gott ihn zum Propheten ausgerüstet hatte. Deshalb wenden wir uns jetzt, nach seinem Fortgang aus dieser Welt, noch immer an ihn, damit er uns die Wohltat seines Prophetendienstes erweise.

Nach dem Zeugnis der hl. Geschichte des Alten Testaments besteht Prophetendienst in einer dreifachen Funktion: (1) Propheten deuten die Zeit; (2) sie sagen, was Gottes Wille ist; (3) sie weisen den Weg, wie der Wille Gottes gottgefällig erfüllt werden soll.

Wer spürte nicht, wenn wir uns diese prophetischen Funktionen vergegenwärtigen, wie notwendig sie uns Menschen dieser Zeit sind! Das gilt nicht zuletzt von der Funktion, die Zeit, die Zeichen der Zeit zu deuten, oder, anders formuliert, uns zu sagen, was die Stunde schlägt.

A.

In was für einer Zeit leben wir? Was sind die herausragenden Kennzeichen unserer Zeit? Wohin zielen ihre entscheidenden Tendenzen?

Auf diese Fragen können wir hier selbstverständlich keine erschöpfende Antwort geben. Wir wollen nur einige Charakteristika unserer Zeit aufblitzen las-

sen. Zum Teil liegen sie offen zutage, zum Teil lassen wir sie uns durch sorgsame Beobachter der Zeit, zum Teil durch aktuelle Ereignisse nahebringen.

I.

Eine erste Feststellung, die wir zur Kennzeichnung unserer Zeit treffen können, lautet: Sie ist eine Zeit vielfältiger, allseitiger, tiefgreifender, ja totaler Bewegung und Unruhe. Diese Bewegung und Unruhe ist nicht nur ungewöhnlich nach Umfang und Stärke, sondern auch von eigener Qualität. Sie gibt sich in typischen Ereignissen und Unternehmungen unserer Zeit genauer zu erkennen, so z. B. in den bemannten und unbemannten Vorstößen des Menschen in das Weltall, die in den letzten zwanzig Jahren fast zur Routine geworden sind. In diesem Sommer haben wir immer wieder von der Raumsonde Voyager lesen können, die seit vier Jahren zum Saturn unterwegs war, dabei rund zwei Milliarden Kilometer zurücklegte, den Planeten unzählige Male photographierte und inzwischen ihren Weg in den Weltraum in der Weise fortsetzt, daß sie 1986 den Uranus und 1990 den Neptun passiert.

Was sich in solchen Unternehmungen bekundet, muß man wohl mit einem Begriff versehen, der ein Schlüsselwort für das Verständnis unserer Zeit darstellt, mit dem Begriff „Aufbruch“.

Aufbruch ist es zutiefst auch, was sich in der unruhigen Vielfalt der Bewegungen hier auf unserer Erde, in dem Hin und Her, dem Auf und Ab unter den Völkern und zwischen den Völkern vollzieht. Denken wir an das, was sich in der sogenannten Dritten Welt begibt! Wollen wir die dort gärende Unruhe nicht unzureichend einschätzen, so müssen wir sie als Aufbruch begreifen, als einen Aufbruch, der sich fortsetzen wird, und zwar im Laufe der Zeit mit wachsender Gewalt. Auch was sich in der Welt des Islam zuträgt, von der Westküste Afrikas am Atlantik bis zum Inselreich der Philippinen im Pazifik, ist zutreffend als Aufbruch zu diagnostizieren, und man tut gut daran, sich darauf für die nähere Zukunft einzustellen.

Schließlich wissen wir auch seit Papst Johannes XXIII. mit dem von ihm einberufenen II. Vatikanischen Konzil und noch mehr seit der Wahl des ersten nicht-italienischen Papstes nach mehr als 450 Jahren, seit der Wahl des Papstes aus Polen, daß auch die Grundströmung in der Kirche die des Aufbruchs in die unaufhaltsam herannahende neue Epoche der Menschheitsgeschichte ist.

2.

Wenn es so ist, daß wir unsere Zeit als die einer allseitigen, ja totalen Bewegung und Unruhe zu kennzeichnen haben, dann verwundert es uns nicht, daß sie zu-

gleich eine Zeit tiefgreifender geistiger Auseinandersetzungen und einer ungewöhnlichen geistigen Verwirrung und Verworrenheit ist.

Für das Ausmaß dieser Verwirrung und Verworrenheit gab es dieser Tage zwei sprechende und erschütternde Beispiele – das eine in der Fernsehsendung „Report“, das andere in der Übertragung einer politischen Deutschlanddiskussion aus Berlin. In „Report“ bekannte sich der renommierte protestantische Theologe Helmut Gollwitzer öffentlich dazu, für den Kauf von Waffen zum Einsatz im Bürgerkrieg in El Salvador Geld gespendet zu haben; und er bekundete seine Bereitschaft, dies auch weiterhin zu tun. Gollwitzer gehört dabei zu jenen Intellektuellen, die sich seit Jahren vehement gegen die Aufstellung der Bundeswehr und gegen die Verteidigungsentschlossenheit der in der NATO verbündeten Staaten aussprechen. Warum er in dem einen Falle für Bewaffnung ist und sogar Geld dafür spendet, in dem anderen aber dagegen, das wird klar, wenn man weiß, daß der Bürgerkrieg in El Salvador, weil von der politischen Linken geführt, für Gollwitzer ein gerechter Krieg ist. Auf die Bewaffnung der Bundesrepublik und das Bündnis der NATO trifft diese Voraussetzung nicht zu. – Was einen an der aus Berlin übertragenen Deutschlanddiskussion erschüttern und bedrücken mußte, war die Beobachtung, daß so gut wie jeder Diskussionsbeitrag, der der Position der westlichen Führungsmacht, der USA, Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte, niedergeschrien, jede Äußerung, die die Politik der Sowjet-Union verharmloste, mit tosendem Beifall bedacht wurde, so daß man den Eindruck gewann, der von George Orwell in seinem berühmten Roman „1984“ geschilderte Zustand der vollkommenen Sprach- und Begriffsverwirrung, d. h. der perfekten Lüge, sei durchaus schon Wirklichkeit geworden.

Daß die geistige Verwirrung und Verworrenheit unter den Menschen der Gegenwart noch zunehmen wird, das war die Sorge, die sich einem auf der jüngsten internationalen Berliner Funkausstellung mitteilen mußte. An den dort gezeigten neuesten Techniken wurde deutlich, daß der Mensch in Zukunft noch weit mehr als bisher dem Trommelfeuer der Medien ausgesetzt sein wird. Wenn Experten dabei die Ansicht äußerten, der Mensch erhalte auf diese Weise einen größeren Zuwachs an persönlicher Freiheit, so wird die gegenteilige Auffassung der Wahrheit sicher näherkommen. Der Mensch wird weiter entmündigt werden, und dies schon einfach deswegen, weil er die lawinenartige Fülle der Nachrichten und Meinungen, die auf ihn einhagelt, unmöglich verarbeiten kann. Er wird den Bilderströmen der mächtigen anonymen Fernsehzentralen ausgeliefert sein und von ihnen, als der kollektiven Phantasie, bis in den Schlaf hinein gesteuert werden.

Ein anderes Merkmal unserer Zeit heißt Entwurzelung und Wurzellosigkeit. Hermann Lübbe, der Züricher Philosoph, hat jüngst von neuem und eindringlich darauf aufmerksam gemacht (in: Rheinischer Merkur / Christ und Welt, 4. Sept. 1981, S. 3). Hauptverursacher der Entwurzelung ist nach Lübbe die sich ständig steigernde Dynamik und Mobilität der modernen Industriegesellschaft. Die Mobilität ist so rasant geworden, daß sich heute kaum noch – in den Worten Lübbes – „handlungs- und einstellungsleitende Traditionen ausbilden können“. „Traditionen altern heute sehr rasch.“ „Traditionen sind entsprechend heute ein sehr knappes Gut.“ Daher fehlt uns Heutigen genau das, worauf der Mensch immer angewiesen ist: „die maximale Konservierung zukunftsfähiger Herkunftsbestände“.

Es kommt hinzu, daß man die Verwurzelung des Menschen in der Vergangenheit mit ihren Werten und Erfahrungen absichtlich und planmäßig zu lösen sucht. Die Gefährdung des Bezuges zur Vergangenheit macht aber nicht, wie gewisse Vorkämpfer dieser Emanzipation uns weismachen wollen, kritisch und frei, sondern im Gegenteil zeitkonform. „Nicht im Grade unserer jeweiligen Emanzipiertheit sind wir kritisch und im Extremfall zum Widerstand gegen die Wiederkehr totalitärer Zustände befähigt. Was uns zu solchem Widerstand befähigt, sind vielmehr jene Herkunftsprägungen, die, wenn sie angegriffen sind, als verteidigungswert erfahren werden“ (Lübbe).

Entwurzelung und Wurzellosigkeit führen demnach zu Standpunktlosigkeit, zum Ausgeliefertsein an das jeweils Neue und Vorherrschende; nicht weniger aber auch zu Vereinsamung und Isolation. Diese wiederum lassen im Menschen kein Selbstwertgefühl aufkommen, nehmen ihm den Glauben an sich selbst und treiben ihn in Unsicherheit und Resignation.

Es fehlen nicht Stimmen, die unserer Zeit sogar eine gefährliche Hoffnungslosigkeit attestieren. Zu ihnen gehören die beiden Franzosen Pierre Chaunu und Georges Suffer, deren Buch „Der weiße Tod“ trotz des reißerischen Untertitels „Ist der Selbstmord des Westens noch zu verhindern?“ durchaus Beachtung verdient. Die Autoren setzen mit ihren Überlegungen bei dem mangelnden Willen zur Weitergabe des Lebens unter den Völkern des Abendlandes an und fragen nach den Gründen für dieses Verhalten. Die Gründe, auf die sie bei ihren Nachforschungen gestoßen sind, heißen: Angst vor der Zukunft, allgemein verbreitetes Gefühl eines unaufhaltsamen Niedergangs, Hoffnungslosigkeit. Daraus hat sich, wie Chaunu mit Nietzsche konstatiert, an Stelle des Willens zum Leben unter den Menschen des Okzidents ein kollektiv wirkender Todestrieb

entwickelt. Zu dessen Vorherrschaft haben seiner Meinung nach die großen politischen Katastrophen unseres Jahrhunderts, die beiden Weltkriege, ihr Teil beigetragen. Nicht weniger aber auch die Identitätskrise, die den Menschen der Gegenwart von innen her aushöhlt, weil er aus seiner Geschichte entwurzelt ist. Wer nicht weiß, woher er kommt, der weiß auch nicht, wohin er gehen soll. Er sieht keine Zukunft und hat keine Zukunft.

Wenn die Diagnose der beiden Franzosen stimmt, dann hat die Hoffnungslosigkeit nicht nur weit um sich gegriffen, sondern auch einen den Menschen des Abendlandes bis ins Mark bedrohenden Grad erreicht.

5.

Eine letzte Kennzeichnung, die man unserer Zeit wohl geben muß, lautet: Sie ist eine Zeit der Gegensätze und der Entscheidung. Welch ein Gegensatz besteht zum Beispiel zwischen der Stimmung des Aufbruchs, von der wir eingangs sprachen, und dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das wir eben erwähnten! Gegensätze, und zwar sich zuspitzende Gegensätze bestimmen für jedermann sichtbar den Raum der Weltpolitik. Die bekanntesten Stichworte heißen: Ost-West-Konflikt und Nord-Süd-Gefälle. Gegensätze prägen sich immer mehr aus im Raum der Gesellschaft und Gesellschaftsgestaltung. Wird die Zukunft nach dem Leitbild vom „glücklichen“ Kollektiv oder nach der Vision von der Gemeinschaft aus freien Persönlichkeiten geformt werden? Wohin orientieren sich in dieser Hinsicht die erwachenden Massen der Dritten Welt in Asien, Afrika und Lateinamerika? Der ohne Zweifel ausschlaggebende Gegensatz aber hat sich auf dem Felde der Anthropologie herausgebildet: zwischen einem Begriff vom Menschen, durch den er auf diese Welt eingengt wird, und einem Verständnis, nach dem der Mensch diese Welt transzendiert. Wir können auch sagen: Es ist dies der Gegensatz zwischen einem Menschen ohne Gott und dem Menschen, der als Bild und Gleichnis Gottes verstanden wird.

Wo Gegensätze in grundlegenden Fragen menschlicher Existenz dermaßen scharf hervortreten und sich zuspitzen, dort werden Entscheidungen unausweichlich. In den Gegensätzen bahnen die Entscheidungen sich bereits an. Deshalb müssen wir sagen: In der Gegenwart stehen Entscheidungen nicht nur bevor; es finden schon fortgesetzt Entscheidungen statt. Und da wir in einer Zeit des Aufbruchs leben, betreffen diese Entscheidungen nicht bloß die Gegenwart, sondern stellen die Weichen für die ganze neue Epoche der Weltgeschichte, in die hinein wir unterwegs sind.

B.

Wie nun läßt sich diese Zeit, die wir in einigen ihrer Hauptzüge zu beschreiben versuchten, deuten? Wie deutet sie Pater Kentenich als unser Prophet?

I.

Eine erste Aussage – wenigstens scheint es mir so –, die Pater Kentenich uns durch sein Leben, seine Verkündigung und sein Werk im Hinblick auf unsere Zeit zukommen läßt, heißt: Wie unruhig, wie verworren und gegensätzlich die Gegenwart auch sein mag, sie ist trotzdem zutiefst und in besonderem Maße *Stunde der göttlichen Vorsehung*.

Dieser Aussage kann man freilich sofort mit dem Einwand begegnen: Ist nicht gerade nach Auffassung und Verkündigung Pater Kentenichs in allen Phasen der Geschichte und unseres persönlichen Lebens „Stunde der göttlichen Vorsehung“? Darauf können wir natürlich nur antworten: In der Tat hat Pater Kentenich sein Leben lang wenig Dinge so sehr betont wie die biblische Wahrheit von der göttlichen Vorsehung und daß wir Menschen allezeit von dieser göttlichen Vorsehung umfaßt und umsorgt sind. Die Botschaft vom Vorsehungsglauben ist mit der Botschaft vom Liebesbündnis der Gottesmutter mit Schönstatt als Ort und Gemeinschaft und mit der Botschaft vom Sendungsglauben eine der drei Grundbotschaften Schönstatts geworden.

Pater Kentenich hat diese Botschaft mit besonderer Eindringlichkeit an seine Zuhörer herangetragen, weil er auf der einen Seite sah, wie der Vorsehungsglaube im Laufe der letzten Jahrhunderte im Abendland immer mehr abgestorben war, andererseits aber wußte, daß der Mensch ohne den Glauben an die göttliche Vorsehung auf die Dauer nicht als freie Persönlichkeit bestehen kann.

Doch eben weil es sich so verhält, weil Gott in seiner Vorsehung der Geschichte der Menschheit und der Lebensgeschichte eines jeden Menschen allezeit und in allen Umständen mit unbeirrbarer Liebe zugewandt ist, deswegen dürfen wir der Überzeugung sein: In Zeiten, die in der Menschheitsgeschichte und für unser persönliches Leben eine besondere, herausragende Bedeutung haben, können wir in besonderer Weise mit seiner Vorsehung rechnen. Umfaßt seine väterliche Vorsehung zu jeder Zeit die ganze Welt und das kleinste seiner Geschöpfe, dann bedeutet dies, daß sie uns erst recht nicht mangelt, wenn wir ihrer mehr als gewöhnlich bedürfen. In diesem Sinne war Pater Kentenich tief von der Wahrheit der christlichen Volksweisheit überzeugt: „Wo die Not am höchsten, / ist Gottes Hilfe am nächsten.“

Sein eigenes Leben nimmt sich im Rückblick wie ein großes Lehrstück eines solchen Vorsehungsglaubens aus. Vor allem zeigt sich darin, daß die schwierigsten

Zeiten, die Zeiten der Bedrohung, der Dunkelheit, wenn alles auf Messers Schneide stand – wie in Gefangenschaft, im Konzentrationslager, in Verban-
nung –, in besonderem Maße Stunden der göttlichen Vorsehung waren.

So dürfen wir, gestützt auf Lehre und Leben Pater Kentenichs, auch und gerade die gegenwärtige Weltstunde als Stunde der göttlichen Vorsehung betrachten. Damit aber gilt alles, was Pater Kentenich im einzelnen von der göttlichen Vorsehung sagte, für unsere Zeit in besonderem Maße und hat eine besondere Wirklichkeitsdichte: daß Gott auch für unsere Zeit seinen Plan hat, der ein Allmachts-, Weisheits- und Liebesplan ist; daß er an diesem Plan festhält und ihn, auch unter den turbulentesten Umständen, „haarscharf bis in kleine und kleinste Dinge“ ausführt; daß Gott seine Ziele immer zu erreichen versteht, weil er – nach dem bekannten portugiesischen Sprichwort – auch auf krummen Linien gerade zu schreiben weiß; daß er uns nahe ist und als „Gott mitten in unserem Leben“ sich nicht unbezeugt läßt, sondern uns fortwährend seine Zeichen schickt, denen wir seine Wünsche und Wegweisungen entnehmen können; daß er vor allem bei uns ist, wenn wir unsere Begrenztheit und Ohnmacht am bedrückendsten und bedrohlichsten erfahren. „Exaltavit humiles = Er erhöht die Niedrigen“: dieses Wort aus dem Munde der Gottesmutter hat wie kaum ein anderes für Pater Kentenich die Beziehungen Gottes zu uns Menschen ausgedrückt und erhellt.

2.

Eine weitere Aussage, mit der Pater Kentenich unsere Zeit deutet und uns eine gläubige Sicht unserer Zeit erschließt, heißt: Es ist die *Stunde einer neuen göttlichen Initiative*.

Der französische Schriftsteller und Nobelpreisträger François Mauriac prägte beim Rückblick auf Papst Johannes XXIII. und seinen Pontifikat, vor allem im Hinblick auf die Einberufung des II. Vatikanischen Konzils, das Wort: „Die Beschleunigung der Zeit hat er zur Beschleunigung der Gnade gemacht.“ Das Wort war Pater Kentenich aus der Seele gesprochen. Nicht nur schien ihm der Pontifikat Johannes XXIII. dadurch treffend charakterisiert. Mauriac hatte darin für ihn eine profunde Kenntnis der Grundgesetze des göttlichen Heilshandelns gezeigt. Zugleich bekundete er damit ein mehr als durchschnittliches Verständnis von Geschichte in christlicher Sicht, das Pater Kentenich voll teilte.

Geschichte vollzieht sich nicht mit immer gleichbleibender Geschwindigkeit. Es gibt vielmehr Jahre, da scheint die Geschichte zwar nicht gerade still zu stehen, aber sich doch nur so voran zu bewegen, daß man ihre Bewegung kaum wahrzunehmen vermag. Dann aber kommen Zeiten, in denen das Rad der Ereignisse sich mit immer größerer Schnelligkeit dreht. Nichts mehr scheint festzustehen.

Alles wird von einem Sturm der Veränderung ergriffen und treibt einem Neuanfang entgegen.

Ein solcher Vorgang kann Gott in seiner Vorsehung nicht gleichgültig sein. Wenn der Gang der Zeit sich beschleunigt, dann beschleunigt Gott auch seine Gnade. Das war jedenfalls der Glaube, den Pater Kentenich in dem Worte Mauriacs erkannte und dem er mit Freude zustimmte. Gott überläßt das Feld der Geschichte, zumal in Zeiten, da um die Gestaltung einer neuen geschichtlichen Epoche gewürfelt wird, nicht nur den immanenten Kräften der Geschichte, dem Gestaltungswillen des Menschen und schon gar nicht der Macht des Widersachers von Anbeginn. Er engagiert sich selbst, und zwar, wie wir sagen müssen, auf göttliche Weise, das heißt: schöpferisch. Er ergreift die Initiative; er verdichtet und konkretisiert seine Vorsehung in geschichtlich wirksame Initiativen hinein, um dadurch den Gang der Geschichte im Sinne seiner Heilspläne zu beeinflussen und zu lenken.

Solche göttlichen Initiativen zeigen sich durch die ganze Heilsgeschichte. Man kann sogar sagen, daß die Heilsgeschichte eine immer wieder erneuerte Folge von göttlichen Initiativen ist. Eine göttliche Initiative war mit Noe verbunden, ebenso mit Abraham, Joseph, Moses und David. Selbst ein Herrscher wie der persische Großkönig Cyrus kann von Gott für eine neue Initiative benützt werden. Dasselbe gilt von Alexander dem Großen und später von der Bildung des römischen Reiches. In diesen Initiativen überwindet Gott stets von neuem die Begrenztheit und Sündhaftigkeit des Menschen sowie die Störungs- und Zerstörungsversuche des Widersachers und bereitet die endgültige Heilsinitiative in der Menschwerdung des Ewigen Wortes aus Maria der Jungfrau vor.

Selbstverständlich war für Pater Kentenich, daß die Kirche auf ihrem Weg durch die Jahrhunderte mit göttlichen Initiativen rechnen darf. Das trifft vor allem dann zu, wenn sie, menschlich betrachtet, an das Ende ihrer Kräfte gekommen zu sein scheint.

„Die Kirche macht periodenweise Zeiten durch, da scheint die Hölle aufgerissen zu sein. Da gibt es einen gigantischen Kampf zwischen Christus und dem Teufel. Die Kirche mag sich wehren wie sie will, sie wird mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Dann aber, wenn die Zeit gekommen ist, daß man schier sagen möchte: ‚Jetzt pfeift die Kirche aus dem letzten Loch‘, erscheint urplötzlich der Herr auf der Zinne des Tempels der Zeit, bläst in die Posaune, und die Mauern Jerichos fallen zusammen“ (Pater Kentenich am 27. 8. 1966).

Daß Gott heute die Hände nicht in den Schoß legt, sondern neue Initiativen ergreift, das ergab sich für Pater Kentenich einmal aus der Beobachtung des göttlichen Verhaltens in der Vergangenheit, sodann aber auch aus dem Aufbruchscharakter unserer Zeit. Von welcher Art die Initiative Gottes in der Gegenwart sein

könnte, das deutete Pater Kentenich einmal mit dem folgenden Hinweis an:
„Ein geistreicher französischer Geschichtsphilosoph macht einmal darauf aufmerksam, daß, wenn die göttliche Vorsehung etwas austreicht, sie das offensichtlich deshalb tut, weil sie etwas neu schreiben will. Die göttliche Vorsehung ist schon seit Jahrhunderten daran, auszustreichen. Sie streicht aus all die Gesellschaftsordnungen, die die Welt seit dem Mittelalter experimentiert hat; sie streicht aus, um eine neue Gesellschaftsordnung in die Welt hineinzuschreiben. Fast dünkt es uns, als ob die göttliche Vorsehung gegenwärtig eine gewisse Eile hätte, möglichst viel auszustreichen. Gott will etwas neues hinschreiben auf die ausgelöschte Tafel. Er will der Welt endlich wieder die christliche Gesellschaftsordnung zurückschenken.“

Seine eigene Gründung, das Schönstattwerk, wie auch andere Aufbrüche in der Kirche unserer Tage, sah Pater Kentenich in dieser Perspektive. Die gleiche Überzeugung dürfen wir von ihm übernehmen: Unsere Weltstunde ist, weil Stunde der göttlichen Vorsehung, auch die Stunde neuer göttlicher Initiative.

3.

Bei der neuen göttlichen Initiative in der Verwirklichung seiner Heils- und Liebespläne hat der ewige Vater eine eigene und bedeutsame Rolle der Mutter seines menschengewordenen Sohnes, der allerseligsten Jungfrau Maria zugedacht. So jedenfalls sah und verkündigte es Pater Kentenich. Deshalb ist die gegenwärtige Stunde der Welt- und Heilsgeschichte zugleich in entscheidender Weise *die Stunde der Gottesmutter*.

Warum dürfen wir diese Überzeugung und dieses Vertrauen haben?

Zunächst einmal gilt: Wenn wir von neuen göttlichen Initiativen in der Gegenwart sprechen, so handelt es sich um göttliche Initiativen im Rahmen und auf der Grundlage des Neuen Bundes. Es kann sich also nur um Initiativen handeln, die von der grundlegenden Initiative der Menschwerdung seines Sohnes umgriffen sind, sich nach den Prinzipien dieser Initiative vollziehen und im Dienste dieser Initiative stehen, die der Neue und Ewige Bund heißt.

In dieser grundlegenden und endgültigen Initiative aber hat Maria ihren festen Platz und ihre amtliche, d. h. von Gott vorgesehene und bestimmte Aufgabe. Wir können Platz und Aufgabe der Gottesmutter hier kurz beschreiben mit ihrer dreifachen Rolle im Heilshandeln Christi: bei seiner Geburt, bei seinem Sterben und bei der Herabkunft des Heiligen Geistes auf die Urgemeinde in Jerusalem. Wo immer diese grundlegende Initiative sich gleichsam von neuem ereignen soll, wohin sie sich im Laufe der Geschichte verbreitet, da wirkt Maria in der ihr von Gott zugedachten Weise mit: als diejenige, die Christus aufnimmt und zu den Menschen bringt – die die Früchte des Heilsopfers den Menschen zuwendet – in der die Kirche sich öffnet für den Heiligen Geist.

Ein anderes Motiv für Pater Kentenich, in unserer Gegenwart auf eine besondere Wirksamkeit der Gottesmutter zu setzen, war ihr schon in der Heiligen Schrift bezeugter Charakter als Antidiabolikum, als amtliche Gegenspielerin des Teufels. Immer dann, wenn der Teufel seine Zeit für gekommen hält und eine verstärkte Aktivität entfaltet – und daran, daß wir in einer solchen Zeit leben, zweifelte Pater Kentenich nicht – tritt auch Maria machtvoll auf den Plan. Von den zahlreichen Zeugnissen, die Pater Kentenich uns in dieser Hinsicht hinterließ, zitierten wir einen Text aus seiner Predigt zur Eröffnung des Maimonats 1966:

„Mit Recht nennt man vielfach die Gottesmutter auf der einen Seite die Mitspielerin des Heilands beim Erlösungswerk; auf der anderen Seite ist sie aber auch mit dem Heiland die Gegenspielerin gegen die teuflischen Mächte. Und wir ahnen nunmehr: Wo teuflische Mächte ins Spiel hineingezogen sind, da wird jederzeit im rechten Augenblick die Gegenspielerin mit dem Gegenspieler auf den Plan treten . . . Im Ausmaß als der Teufel arbeitet in einer Zeitepoche, im selben Ausmaße wird auch die Gottesmutter sich an ihre Sendung erinnern dürfen und müssen.“

Ein weiteres Motiv, das Pater Kentenich mit der Gottesmutter rechnen und diese unsere Weltstunde als Stunde Mariens betrachten ließ, liegt in dem Charakter dieser Weltstunde als Stunde der Auseinandersetzung um den Menschen. Wir haben vorhin, bei der Kennzeichnung unserer Zeit, darauf schon kurz hingewiesen. Wenn es aber um den Menschen geht, dann ging das für Pater Kentenich auch die Gottesmutter an: Erstens, weil die Gottesmutter neben ihrem göttlichen Sohn die vollkommenste Darstellung der göttlichen Idee vom Menschen, die vollendetste Darstellung des göttlichen Menschenbildes ist; zweitens, weil der sterbende Erlöser vom Kreuze herab den Menschen seiner Mutter anvertraut hat. So verstand und deutete Pater Kentenich – wie allen von uns, die wir ihn gehört haben, gut bekannt ist – das Wort Joh. 19, 27: „Frau, siehe da deinen Sohn!“ Maria ist nicht nur das vollkommenste Bild, die vollkommenste Form des Menschen, sondern auch als Mutter seine Bildnerin und Formerin. Da diese Sorge für den Menschen ein ihr von Gott zuteilgewordener Dauerauftrag ist, muß eine Zeit, in der sich das Geschick des Menschen und der Menschheit auf Jahrhunderte hinaus entscheidet, auch und in besonderem Maße die Stunde der Gottesmutter sein.

C.

Fassen wir unsere Betrachtung zusammen.

Wir wollen uns von Pater Kentenich als unserem Propheten die Zeit, in der wir leben, deuten lassen. Von Christus her wissen wir ja, wie wichtig es ist, an den Zeichen der Zeit nicht vorbeizugehen (vgl. Mt. 16, 3).

Wir haben deswegen zunächst unsere Zeit in den Blick genommen und sie zu charakterisieren versucht. Dabei ist uns deutlich geworden, daß unsere Zeit nicht leicht zu beschreiben ist. Sie ist voller Bewegung, voller Unruhe, voller Gegensätze. Zugleich sind wir Menschen selbst größten Gefährdungen ausgesetzt. Von neuem wird sichtbar, was Pascal „Größe und Elend“ des Menschen genannt hat.

Was haben wir als Deutung dieser Zeit von unserem Propheten entgegengenommen?

Er hat uns gesagt: Weil unsere Zeit so ist, wie sie ist, ist sie in dreifacher Weise ausgezeichnet: Sie ist (erstens) die Stunde der göttlichen Vorsehung, (zweitens) die Stunde einer neuen göttlichen Initiative und (drittens) die Stunde der Gottesmutter. Stunde der göttlichen Vorsehung aber bedeutet: Wir brauchen keine Angst zu haben. Stunde einer neuen göttlichen Initiative: Wir können hoffnungsvoll Ausschau in die Zukunft halten. Stunde der Gottesmutter: Gott läßt die Krone der Schöpfung, seinen Menschen, nicht zugrundegehen.

* In dem Beitrag handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Vortrags vom 12. 9. 1981 in der Anbetungskirche auf Berg Schönstatt.

Ein neuer Anfang?

Von Norbert Martin

Über ein Jahr ist seit dem Deutschlandbesuch von Papst Johannes Paul II. vergangen. Beim Abschied rief Bundespräsident Carstens dem Papst, der mit seiner Pilgerfahrt nach Deutschland vom 15. bis 19. November 1980 „die gesamte große deutsche Nation ehren“ wollte, auf dem Flughafen München-Riem zu: „Mögen die Zeichen, die Sie gesetzt haben, lange leuchten!“

Leuchten sie noch, oder sind ihre strahlenden Lettern schon verblaßt? Ist die „Bohrung“ dieser entscheidenden Stunden, die einen entschiedeneren Glauben provozieren sollten, „schon verschüttet“, wie ein Kommentar vor einem Jahr, wenige Wochen nach dem Ereignis, fragte? Bleiben die vielen Ansprachen des Papstes mit ihren erstaunlichen Differenzierungen an die verschiedensten Adressaten „eine Botschaft ohne Worte“, wie H. J. Kiefer ein Jahr nach dem Papstbesuch im „Rheinischen Merkur“ wähnt?

Eine schwierige Bilanz

Ein geistliches Ereignis wie das vom November 1980 ist schwierig zu bilanzieren, auch wenn die von der Deutschen Bischofskonferenz verbreitete offizielle Ausgabe der Reden inzwischen in über einer Million Exemplaren verteilt wurde und die 32 Millionen Spendengelder der deutschen Katholiken die kleinliche Kritik an den Reisekosten verstummen ließen und den Menschen in der bedrohten Sahelzone hilft.

Ist die *innere* Aufbruchstimmung nur Erinnerung, ist von der Faszination des „neuen Anfangs“, zu dem Johannes Paul II. die deutschen Katholiken aufrief, etwas geblieben? Ist das „Kraftwerk an Energie“, das der Hl. Vater nach Meinung von Kardinal Ratzinger in Deutschland mit seinen Reden hinterlassen hat, in der handlicheren Energieeinheit von „Kilowattstunden“ als Anweisung zum geistlichen Leben, als Kraftquelle für das Leben im Werktag umgesetzt, angekommen und wirksam gemacht?

Es hat nicht an Appellen der Bischofskonferenz, des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken, von einzelnen Bischöfen, Seelsorgsämtern, Gremien usw. gefehlt. Und sicher gibt es hier und da Arbeit in kleinen Kreisen, die sich intensiv mit der Botschaft des Papstes diskutierend auseinanderzusetzen und auch den Versuch, sie in Leben umzusetzen. Aber da ist die ständig wechselnde Reizüberflutung eines hochspezialisierten Mediensystems in einer pluralistischen Gesellschaft, die auch die 84 %, die die Papstreise am Bildschirm erlebten, und die Millionen, die „vor Ort“ dabei waren, in die Informationsmühle der täglich neuen Nachrichten und Botschaften nimmt. Das Vergessen des Gestrigen ist da geradezu die Bedingung für die Annahme des Heutigen.

Im Gleichnis vom Sämann des Evangeliums heißt es, daß die keimende Saat von Dornen und Disteln erstickt wurde. Besteht diese Erstickungsgefahr nicht auch hinsichtlich der Saat, die der Hl. Vater in Deutschland ausstreute? Müßte nicht viel gezielter gegengesteuert werden? In Polen (das auch in der Vorphase des Papstbesuches schon eine andere Qualität der Vorbereitung auf das Ereignis an den Tag legte als die kleinlichen Diskussionen, die in Deutschland die Medien beherrschten) nahmen alle Pfarreien den Papstbesuch zum Anlaß, „Pfarrexerzizien“ zu halten. Warum sollte dies oder etwas Ähnliches nicht auch bei uns möglich sein? Haben wir nicht (im Vergleich zu anderen Ländern) ein ausgebildetes Netz kirchlicher Erwachsenenbildung, ein Heer von Referenten, Räumlichkeiten, Medienzugang usw.? Warum geschieht so wenig, so daß ein geistlicher Referent auf einem großen Kongreß die Nachbereitung des Papstbesuchs in Deutschland geradezu als „miserabel“ bezeichnen konnte?

Diskutieren oder Handeln?

All diese Fragen zielen auf ein Tun, auf praktisches Handeln. Zweifellos hat der Papst in seinen differenzierten Aussagen eine Vielzahl von Aspekten berührt, die zum Nachdenken, Diskutieren, Dialogisieren, Theologisieren führen sollen und müssen. Er hat Lob gespendet, Mut gemacht, bestärkt, ermahnt, aufgefordert und manches sogar in direkten Imperativen gesagt. Bei der Analyse seiner Reden an die verschiedenen Adressaten überrascht immer wieder die Vertrautheit mit den jeweiligen Problemen gerade dieser Gruppe, das Eingehen auch auf unausgesprochen gebliebene Konflikte mit der „Amtskirche“, der Hierarchie, der offiziellen Lehre der Kirche usw. Manches wird direkt gesagt, anderes in vornehmer Zurückhaltung.

Einige Grundlinien

Man könnte sich die Frage stellen, was der Hl. Vater bezüglich des Handelns einerseits generell dem deutschen Katholizismus und andererseits speziell für bestimmte Gruppen ausgesprochen hat. *Generell* sind seine Aussagen zunächst einmal getragen von einem großen, optimistischen und zukunfts offenen Grundzug: die Geschichte, auch die des deutschen Katholizismus, ist nicht zu Ende, sie beginnt erst. Deshalb sollen wir den „*neuen Anfang*“ wagen, um in der Offenheit für neue Horizonte eine „Zivilisation der Liebe“ aufzubauen. Dabei ist die *Glaubensfrage* zentral, die vom Papst in immer neuen Aspekten zu den verschiedensten Bereichen (Kunst, Wissenschaft, Publizistik, Arbeit und Beruf, Politik, Ehe und Familie, Krankheit, Alter und Leid, Ökumene usw.) in Beziehung gesetzt wird.

Ein anderer durchgehender Aspekt der Ansprachen ist das Bemühen des Papstes, den *Begriff der Wirklichkeit*, der Realität, aus der Einengung auf das lediglich empirisch Verifizierbare (Positivismus) – oder besser: Falsifizierbare – zu befreien und die durch den Glauben repräsentierten „übernatürlichen“ Wirklichkeiten mit einzubeziehen. Die Einengung auf Empirismus, Funktionalismus usw. unterschlägt wesentliche Dimensionen des Menschseins und führt so den Menschen zur Entfremdung von der „vollen Wahrheit“.

So „verarmt“ nach Johannes Paul II. z. B. die Kunst, „wenn sie auf die Wirklichkeit verzichtet, die durch die Kirche repräsentiert wird“. Oder: für den notwendigen Reifungsprozeß der Jugend darf man ihr nicht „die grundlegende Wahrheit der Wirklichkeit“ verweigern. Es ist klar, daß hier ein umfassenderer Wirklichkeitsbegriff gemeint ist als der, der den Jugendlichen in den Medien tagtäglich in wahrhaft umfassender und bedrängender (und oft bedrückender) Weise vor Augen geführt wird – ja man wird sagen müssen, daß die oftmals bis zum Überdruß platte und vordergründige Wirklichkeit geradezu den Durchstoß zur eigentlichen, vollen Wirklichkeit erschwert, wenn nicht verbaut.

Merksätze für einzelne Gruppen

Neben diesen allgemeinen Linien hat der Papst aber auch als „Lehrer“ zu spezifischen Gruppen gesprochen. Sein Zuruf zu seinen Begleitern im Flugzeug: „Nur Mut!“ zeigt deutlich, daß er sich sehr wohl bewußt war, in welcher schwierigen Situation in Deutschland er kam und auch, daß es nicht nur um Lob, sondern auch um gezielte Ermahnung und Wegweisung ging. Wenn man diese Passagen seiner Reden, die sich direkt auf das erwartete oder angemahnte *Handeln* beziehen, von aller Umschreibung befreit und nach den *Kernsätzen* fragt (wobei hier nur einige der Gruppen von Adressaten herausgegriffen werden können): Was müßten dann die Adressaten sozusagen *komprimiert auf den Fingernagel geschrieben mit nach Hause genommen haben*, um ihr *konkretes Handeln im Alltag* daran auszurichten?

In seiner Rede vor den Familien auf dem Butzweilerhof in Köln deutete der Papst in Anknüpfung an das Evangelium der Eucharistiefeier das Gleichnis vom Netz als Bild für die Familie. Dieses Netz droht zu zerreißen. Es hält nur, wenn wir die Trias Liebe, Treue, Fruchtbarkeit beachten. In der Familie als „Ort des gemeinsamen Gebets“ und „Schule des Glaubens“ wirken die Eltern am Heilsplan Gottes mit. Verantwortliche Elternschaft als Teilhabe an der Liebe des Schöpfers wirkt sich zum einen aus in der gewissenhaften Entscheidung über die Zahl der Kinder, bei der zum anderen aber (was die Methodenwahl angeht) die objektiven Normen des Lehramtes, so wie sie auch wieder die gerade beendete Römische Bischofssynode bestätigt hatte, zu beachten sind.

Zwar sieht der Hl. Vater den Zerfall und die drückenden Probleme der Gegenwart (der vordergründigen „Realität“), aber er verkündet unbeirrt da hinein die großartige Kultur einer Ehe- und Familienspiritualität, die vom Ideal, das als Ideal auch Wirklichkeit ist, ausgeht. Die Maßstäbe des Handelns ergeben sich nicht aus der drückenden und bedrängenden diesseitigen Realität, sondern aus der Realität des Himmelreiches.

Wenn wir die Worte des Papstes ernst nehmen, müssen weite Teile unserer Brautleutetage und der Vorbereitungsseminare der Jugend auf Ehe und Familie neu konzipiert werden – so Prälat Müller, der Vorsitzende des Klerusverbandes für Bayern und die Pfalz. Davon ist allerdings bis heute kaum etwas zu spüren. In seiner Ansprache an die Priester, Diakone und Seminaristen wiederholt der Hl. Vater nicht weniger als acht mal eindringlich den Appell zum Hirtdienst, zu dem das Wachsein gehöre. Die Mitte der priesterlichen Identität muß die Christusfreundschaft sein. Er fordert die Priester zur Treue und Einheit mit ihren Bischöfen und dem Papst auf, weist auf die Bedeutung von Priestergemeinschaften und Presbyterium hin. Gegen den Rückgang des Bußsakraments ruft er zur Erneuerung der Beichtpraxis auf. Die Liturgie darf nicht durch verfälschenden Subjektivismus zu Entzweiung und Streit führen. Deshalb sollen sich alle an die approbierten Riten halten. Die subjektive Meinung darf nicht gegen die Bi-

schofssendung ausgespielt werden. Gegen die Schwäche des Menschen, die geradezu zum Grundprinzip für alles andere und damit fast zu einem Menschenrecht erklärt wurde (Zölibat!), setzt der Hl. Vater das Recht auf Größe und Ideal, in denen sich die Würde des Menschen manifestiert.

Hätte man nach diesen Maximen Priesterbildung bei uns konzipiert, so manchem Priester und Priesteramtskandidaten, der sich durch das ständige Diskutieren bewußt oder unbewußt falsche Hoffnungen auf eine fragwürdige „Liberalisierung“ gemacht hat, wäre in den letzten 10–20 Jahren ein leidvoller Weg erspart geblieben.

Bevor der Papst zu den Bischöfen sprach, trug Kardinal Höffner eine nachlesenswerte Analyse der pastoralsoziologischen Lage in Deutschland vor, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Entsprechend weist der Hl. Vater auch am Beginn seiner Rede vor den Bischöfen auf das wichtigste Ziel seiner apostolischen Reisen hin: die innere Erneuerung des religiösen und kirchlichen Lebens.

In neun eindringlichen Imperativen, die er jeweils ausfaltet, legt er den deutschen Bischöfen ein Programm für den „neuen Anfang“ der Kirche in Deutschland dar, das für lange Zeit die Elle darstellen dürfte, mit dem die Hirten in Deutschland zu messen sein werden. Hat der deutsche Episkopat sich dieses Programm zu eigen gemacht, werden didaktische Aufgliederungen erwogen, um es schrittweise zu verwirklichen, bildet es die Grundlage für die Konzeption eines seelsorglich-pastoralen Gesamtplanes, der dann auch im Sinne der Gradualität in Angriff genommen wird?

Ähnliche Maximen, Merksätze und Programme lassen sich gruppenspezifisch auch aus den anderen Reden des Hl. Vaters an die verschiedenen Adressaten (Wissenschaftler, Arbeiterschaft, Ökumene, Ausländer in Deutschland, Religionslehrer und Katecheten, Laientheologen, Gemeinde- und Pastoralreferenten, Mitglieder der Orden, Säkularinstitute und geistlichen Gemeinschaften, Theologieprofessoren, Jugend, Künstler, Journalisten u. a.) herausdestillieren. So richtete der Papst z. B. an die Vertreter der katholischen Verbände und Räte besonders eindringlich den Appell des „neuen Anfangs“. Die Forderungen des Evangeliums bedeuten nicht „Schmeichelei“ und „eitlen Ruhm“, sondern sind „harte Rede“, die „im Zeichen des Widerspruchs“ stehen und „in deren Mitte das Kreuz aufgerichtet“ ist.

Der Hl. Vater kennt die Lage in Deutschland gut genug um zu wissen, wie sehr er selbst und sein Programm in vieler Hinsicht ein solches „Zeichen des Widerspruchs“ schon ist oder noch werden wird. Das Ausmaß dessen bleibt abzuwarten und ist sicher davon abhängig, ob die Versicherungen von vielen Seiten bei den Begrüßungszeremonien auf den Stationen seiner Deutschlandreise, daß man *voller Bereitschaft zum Hören auf das Wort des Stellvertreters Christi* sei, nur Floskeln waren, hinter der sich die Haltung verbirgt, im Konfliktfall eben doch nur eklektizistisch zu verfahren (weil wir letztlich doch besser wissen, was wir

zu tun haben), oder ob dahinter tatsächlich der ernsthafte Wille steht, dem Papst auch da zu folgen, wo die Verbindung von Hören und Befolgen im Handeln ins Fleisch schneidet.

Sokrates als Erzieher

Von M. Evamaris Humperdinck

Vorbemerkung: Die folgenden, vor längerer Zeit entstandenen und für den internen Gebrauch geschriebenen Ausführungen sind in weitgehendem Maße dem Buche von Romano Guardini „Der Tod des Sokrates“ und den Büchern von Josef Pieper „Tradition als Herausforderung“, „Begeisterung und göttlicher Wahnsinn“ verpflichtet, wie der Leser selbst nachprüfen kann. Da es sich hier jedoch nicht um eine wissenschaftliche Arbeit handelt, wurde auf exakte Zitat-Angaben im großen und ganzen verzichtet.

Wenn, wie gesagt wird, der rechte Erzieher mehr noch durch das erzieht, was er ist, als durch das, was er sagt, so trifft das wohl auch auf Sokrates zu, jenen Philosophen des adventlichen Heidentums, den man mit Recht einen der großen Erzieher der Menschheit nennen kann.

Sokrates hat um 469 bis 399 vor Christus in Athen gelebt. Er war der Sohn des Steinmetzen oder Bildhauers Sophroniskos, dessen Handwerk er selber erlernt und betrieben hat. Von seiner Mutter heißt es, sie sei Hebamme gewesen, und auch dieses „Handwerk“ hat seinen Einfluß auf ihn ausgeübt – nennt doch Sokrates selbst seine Kunst der Menschenbildung „Maieutik“ oder „Hebammenkunst“. Von dieser wird noch zu reden sein.

Sokrates ist also ein Sohn des Volkes; das bezeugt seine bei aller hohen Geistigkeit, „messerscharfen Logik“ und reflexiven, unnachgiebig bohrenden Verstandestätigkeit dennoch ungebrochene Urwüchsigkeit, sein volksnaher Humor, seine Gesundheit an Leib und Seele.

Wenn Sokrates wesentlich durch sein Sein und Vorbild die jungen Menschen erzogen hat, so müssen wir zunächst fragen, wie dieses beschaffen war. Auskunft auf diese Frage geben über die Jahrtausende hin, die seither vergangen sind, sein Meisterschüler Platon, der Philosoph, und der Geschichtsschreiber und Politi-

ker Xenophon, der ebenfalls ein Schüler und Freund des Sokrates gewesen ist. Xenophon hat uns z. B. in seinen Sokratischen Denkwürdigkeiten das Wort des Sokrates überliefert, das auf dem Hintergrund einer nicht nur durch den Wohlstand und Reichtum, sondern geradezu durch Überfluß, Üppigkeit und Verschwendung sich kennzeichnenden Lebensweise vieler seiner athenischen Mitbürger, einer – freilich schon im Absinken begriffenen – wirtschaftlichen Blütezeit Athens (ähnlich unserer heutigen westdeutschen) gehört werden muß:

„Ich aber glaube, nichts zu bedürfen sei göttlich, und am wenigsten bedürfen, sei dem Göttlichen am nächsten; das Göttliche aber sei das Vollkommenste, und was dem Göttlichen am nächsten kommt, das komme auch dem Vollkommensten am nächsten.“

Ein Wort, das nach dem übereinstimmenden Zeugnis der beiden uns bekannten Quellen Platon und Xenophon von Sokrates nicht nur gesprochen und gelehrt, sondern in erster Linie gelebt wurde.

I

Immer wieder weist der Sokrates der platonischen Dialoge zur Unterstützung der Glaubwürdigkeit seiner Lehren auf seine einfache Lebensführung, auf seine freigewählte Armut hin, durch die ihm am Ende seines Lebens nicht mehr als knappe hundert Mark zur Verfügung stehen, um die von seinen Feinden ungerecht beantragte Todesstrafe in eine Geldbuße umwandeln zu können.

Wie ihm Hunger und Durst und Mangel an Schlaf aus eigener Erfahrung und Selbstzucht bekannt waren, so auch das Ertragen von Kälte und Hitze. Xenophon überliefert ein Gespräch des Sokrates mit dem Sophisten Antiphon über dieses Thema – Antiphon hat die Lebensweise des Sokrates angegriffen und geschmäht –, in dem es heißt: „Ich habe immer geglaubt, Sokrates, daß die Lehrer der Weisheit glücklicher werden müßten als andere, bei Dir aber scheint die Weisheit gerade das Gegenteil bewirkt zu haben. Denn Du lebst so, daß kein Knecht bei einem Herrn bleiben würde, der ihn so unterhielte. Du issest die schlechteste Kost und trinkst das schlechteste Getränk. Du trägst auch nicht allein ein schlechtes Kleid, sondern auch im Sommer und Winter immer nur ein und dasselbe; dabei gehst Du immer barfuß und ohne Untergewand. Ferner nimmst Du kein Geld, das doch denen Freude macht, die es besitzen, und wovon man, wenn man es hat, freier und angenehmer leben kann. Wenn Du also Deine Schüler zu Deinen Nachahmern machst, so wie die Lehrer in anderen Stücken ihre Schüler zur Nachahmung zu gewöhnen pflegen, so glaube nur, daß Du ein Lehrer des Unglücks bist.“ Worauf Sokrates mancherlei zu erwidern hat, unter anderem dies:

„... Was aber die Kleider betrifft, so weißt Du ja, daß man sie der Hitze und Kälte halber zu tragen, und daß man deswegen Schuhe anzuziehen pflegt, um die

Füße durch nichts, was sie verletzt, im Gehen zu hindern. Hast Du aber wohl jemals gehört, daß ich jemals wegen der Kälte zu Hause geblieben, oder wegen der Hitze mit jemand um Schatten gezankt, oder – weil mir die Füße geschmerzt – nicht überall nach Gefallen herumgegangen wäre? Weißt Du nicht, daß Leute, die von Natur sehr schwach von Körper sind, durch Übung in manchen Dingen stärker werden als die stärksten, welche sich nicht üben, und daß ihnen diese Dinge immer leichter werden? Und glaubst Du nicht, daß ich, der ich mich gewöhne, alles, was mir nur widerfahren kann, zu dulden, auch alles leichter ertragen könne als Du, der Du Dich nicht übst? Und wenn ich kein Sklave des Bauches, des Schlafes und der Lüste bin, meinst Du, daß mich etwas anderes stärker davon abhalte als dieses, daß ich andere Freuden kenne, die besser sind ... ?“

In Platons Symposion rühmt Alkibiades die Standhaftigkeit und Mannhaftigkeit des Sokrates im Ertragen des Hungers auf dem Feldzug und der frostigen Winterkälte, worin er den Berufssoldaten voraus war, sowie seine Tapferkeit und Unerschrockenheit vor dem Feind und seine selbstlose Hilfsbereitschaft den Kampfgenossen gegenüber.

In einer anderen Unterredung mit Sokrates behauptet Antiphon: Daß dieser kein Geld für seine Unterweisungen und seinen Umgang nähme, sei ein Zeichen dafür, daß er sie selber für wertlos erkenne – worauf Sokrates zur Antwort gibt: „Ich bin der Meinung, Antiphon, daß einer sowohl von seiner Schönheit als von seiner Weisheit nicht nur einen guten, sondern auch einen schändlichen Gebrauch machen könne. Verkauft nämlich jemand seine Schönheit ... für Geld, so nennt man ihn einen Liederlichen ... so aber heißen diejenigen, die ihre Weisheit an jeden, der sie will, für Geld verkaufen, Sophisten. Wer hingegen einen Menschen, von dem er sieht, daß er gute Anlagen hat, in allem guten (unentgeltlich) unterrichtet und ihn zu seinem Freunde macht, von diesem glauben wir, daß er handelt, wie es ... sich ziemt.“

Bewundernd nennt Xenophon seinen Lehrer Sokrates den „allereithaltigsten Mann“, „der auch Frost und Hitze und alle Beschwerden ausharrend ertrug; der so sehr daran gewöhnt war, nur wenig Bedürfnisse zu haben, daß er mit dem Wenigen, was er besaß, sehr gut auskommen und aufs zufriedenste leben konnte.“

„Wie konnte nun,“ so fragte er, „ein solcher Mann wohl andere zu Ruchlosen, zu Gesetzesverächtern, zu Schwelgern und Ausschweifenden oder zu trägen Weichlingen machen (wie es in der ungerechten Anklage gegen Sokrates hieß, auf die das Todesurteil erfolgte)? Vielmehr zog er viele von diesen Lastern ab und flößte ihnen Lust zur Tugend ein, indem er ihnen Hoffnung machte, wenn sie nur achtsam auf sich selbst wären, so würden sie noch gute und brave Männer werden. Doch gab er sich niemals für einen Lehrer aus, sondern erregte nur dadurch, daß er sich als Mann von solchem Charakter öffentlich zeigte, bei denen,

die mit ihm umgingen, die Hoffnung, daß sie, wenn sie ihn nachahmen wollten, ebensolche Männer werden würden.

Er selbst war zwar gegen seinen Körper auch nicht nachlässig und lobte auch keinen, welcher darin nachlässig war; aber übermäßig essen und dann übermäßig arbeiten mißbilligte er; das hingegen lobte er, wenn man gehörig ausarbeitete, was man mit gutem Appetit gegessen hatte. Denn eine solche Lebensart sei nicht allein gesund, sondern hindre auch die Sorgfalt für den Geist nicht. Am wenigsten aber war er zur Weichlichkeit und zum Großtun geneigt . . . Nicht allein hielt er seine Freunde von der Geldgier, wie von anderen Begierden zurück, sondern nahm auch keine Bezahlung an von denen, die sich zu ihm hielten. Er urteilte nämlich, daß diejenigen, welche keine Bezahlung nähmen, ihre Freiheit bewahrten, und nannte solche, welche für ihren Umgang sich belohnen ließen, Sklaven ihrer selbst, weil sie verpflichtet wären, vor denen zu reden, von welchen sie eine Bezahlung genommen hätten. Er wunderte sich darüber, wie ein Lehrer der Tugend Geld fordern könnte . . .“

Sokrates hat durchaus keinen Ehrgeiz, Lehrmeister der Jugend zu sein und dafür, wie es die Sophisten tun, noch Geld zu nehmen. Sokrates nennt sich nicht Lehrer, aber er ist es vom Wesen her, durch sein vorbildhaftes, am Geist sich entzündendes, leben- und strebenweckendes Sein.

2

Ich habe die Einstellung des Sokrates zu den materiellen Dingen, zu irdischem Hab und Gut, seine freiwillige Armut und völlige Gelöstheit nicht nur von allem Überflüssigen und Nützlichen, sondern sogar vom Notwendigen in diesen Dingen, seine Unabhängigkeit von allen äußeren Annehmlichkeiten des Lebens an den Anfang dieser Betrachtung gestellt, weil mir das eine auch im Blick auf unsere heutige Welt wesentliche Grundlage zu sein scheint, auf der das Paradigmatische von Sokrates' Sein, Leben und Sendung sich aufbaut. Es war keine „schreiende“ Bettler-Armut, die er lebte. Eher scheint sich die schlichte Einfachheit, Anspruchslosigkeit und vollkommene innere Gelöstheit des Christus- und Marienlebens im Leben des Sokrates im voraus zu spiegeln.

In seiner uns von Platon überlieferten Verteidigungsrede vor dem großen Staatsgerichtshof in Athen ruft Sokrates selbst seine Armut zum Zeugen auf für die Reinheit seiner Absichten – daß er nämlich um seiner gottgegebenen Sendung als Mahner und Erzieher seines Volkes willen auf Reichtum und Macht verzichtet, ja seine private Existenz geradezu vernachlässigt habe:

„Daß ich aber wirklich so einer bin, wie er nur durch den Gott Eurer Stadt gegeben sein kann, könnt Ihr aus Folgendem erkennen. Es sieht doch gewiß nicht nach Menschenart aus, wenn ich mein ganzes Hauswesen vollständig vernach-

lässigt habe und diese Vernachlässigung nun schon so viele Jahre ertrage, dagegen mich unablässig um Eure Angelegenheiten mühe, indem ich wie ein Vater oder älterer Bruder an jeden einzelnen herantrete und ihm zuredet, sich doch um die Tugend zu bemühen. Wenn mir wenigstens ein Vorteil daraus käme, und ich für diese Ermahnungen einen Lohn empfinde, dann hätte ich so etwas wie einen äußeren Grund zu meinem Tun. Nun seht Ihr aber doch selbst, daß meine Ankläger mich zwar in allen anderen Dingen so schamlos beschuldigt haben, aber doch nicht fähig sind, der Schamlosigkeit die Krone aufzusetzen, indem sie einen Zeugen aufstellten, der sagen sollte, ich hätte jemals von irgend jemand Lohn erhalten oder gefordert. Und zwar glaube ich einen ausreichenden Zeugen dafür vorführen zu können, daß ich die Wahrheit sage, und das ist meine Armut.“

Einfache, bescheidene Lebensführung, innere Unabhängigkeit und Gelöstheit von allen materiellen Gütern, aber auch von Ansehen, Ehre, Ruhm und Macht, Integrität der sittlichen Persönlichkeit und eine tiefe Religiosität, Ehrfurcht und Frömmigkeit kennzeichnen die über Jahrtausende hin vorbildhaft wirkende Gestalt des Sokrates.

Seine Religiosität freilich widerspricht den Anschauungen seiner Zeit und Umwelt und weist so weit über diese hinaus (er glaubt nicht mehr an die alten Götter, wie die Anklage gegen ihn lautet, jedenfalls nicht in der Form jener allzu menschlichen Vorstellungen, die sich seine Mitbürger von den Göttern machten), daß er nicht verstanden und sogar des Atheismus, der Gottlosigkeit geziehen und schließlich zum Tode verurteilt wird.

Xenophon hingegen bezeugt in seinen Sokratischen Denkwürdigkeiten als erstes die unleugbare und durchaus ins praktische Alltagsleben hineinwirkende Frömmigkeit des Sokrates. Nicht nur ist Sokrates als Beter bekannt (einen mitäglichen Spaziergang mit seinem Schüler Phaidros z. B. und die anschließende, in philosophischen Gesprächen zugebrachte Rast unter der Plantane am Bach Illyssos beschließt Sokrates mit der Frage an den schon aufbrechenden Phaidros, ob er nicht meine, daß es sich ziemt, ein Gebet zu sprechen; und dann spricht er das Gebet, das mit den Worten beginnt: „Verleihet mir, schön zu werden im Inneren, und laßt, was ich außen habe, dem Inneren befreundet sein“); man weiß auch allgemein, welche Ehrfurcht und welchen religiösen Gehorsam er dem Orakel als Stimme der Gottheit entgegenbringt und wie er auch seine Mitmenschen zu der gleichen Einstellung anhält. Xenophon berichtet darüber:

„Auch von denen, welche Häuser oder Städte glücklich erbauen wollten, sagte Sokrates, sie müßten sich an die Orakel (weissagende, in der Ekstase den Wunsch und Willen der Götter kundtuende Priesterinnen in Delphi und Dodona) wenden. Denn um ein Zimmermann, ein Schmied oder Ackerbauer oder Herrscher zu werden, um Werke dieser Art zu prüfen, auch um ein Rechnungs-

verständiger, ein Hauswirt, ein Kriegsoberster zu werden – zu all diesen Kenntnissen müsse der Mensch, so behauptet Sokrates, durch den Gebrauch seines Verstandes gelangen.

Was aber bei dem allen das Wichtigste sei, davon sagte er, daß es die Götter sich selbst vorbehalten und den Menschen keine Gewißheit darüber gegeben hätten. Denn keiner, der seinen Acker gut bestelle, habe Gewißheit darüber, wer die Früchte davon ernten, und wer ein gutes Haus baue, wisse ebenso wenig, wer solches bewohnen werde; so wisse auch keine Feldherr, ob der Feldzug gut ablaufen, noch ein Staatsmann, ob seine Staatsverwaltung glücklich sein werde; noch weniger habe ein Mann, der eine schöne Frau heirate, Gewißheit, ob er mit ihr Freude oder Kummer bekommen, oder wer mächtige Schwäger im Staate sich erwerbe, ob er nicht um dieser willen aus dem Staate werde weichen müssen.

Wer aber in all diesen Dingen nichts Göttliches erkennen, sondern alles dem bloßen Menschenverständnis zuschreiben wolle, den hielt er für einen Unsinnigen. Ebenso nannte er aber auch diejenigen unsinnig, die über solche Dinge die Orakel befragten, zu deren Beurteilung die Götter den Menschen den Verstand gegeben hätten; als wenn jemand z. B. fragen wollte, ob er seinen Wagen lieber einem geschickten Fuhrmann anvertrauen oder ob er sein Schiff lieber einem erfahrenen oder einem unerfahrenen Steuermann überlassen sollte.

... Auch das zog er in Erwägung: diejenigen, welche menschliche Dinge lernten, hätten die Absicht, das, was sie erlernten, für sich und andere nach ihrem Willen zu nützen; ob so auch diejenigen, die das Göttliche (das den Göttern Vorbehalten) zu erklügeln suchten, sich etwa vorstellten, wenn sie nun eingesehen hätten, nach welcher Notwendigkeit alles geschähe, so könnten sie auch Wind und Regen und Jahreszeiten und was sie sonst von göttlichen Dingen nötig hätten, nach ihrem Willen hervorbringen?“

„Er selbst aber sprach immer nur von menschlichen Dingen und untersuchte, was von diesen gottgefällig und was gottwidrig sei; was (echte) Ehre und Schande brächte, was gerecht oder ungerecht, was Vernunft oder Unsinn, was Tapferkeit, was Feigheit sei ... und so mehr andere Dinge, deren Wissenschaft die Menschen gut und brav mache ...“

3

Der stärkste Impuls im Leben des Sokrates ist sein geistig-religiöses Sendungsbewußtsein, ja man kann sagen, seine Sendungsergriffenheit.

Apoll, der Gott der geistigen Klarheit und Wahrheit, dem er sich besonders verpflichtet fühlt, hat ihn – wie er sagt – der Stadt Athen auf den Nacken gesetzt wie

einem edlen, aber durch seine Schwere ein wenig trägen Pferd, das so etwas wie den Stachel (einer Bremse) braucht, der es wecke. „Gerade so hat mich nämlich, scheint es, der Gott der Stadt als einen Ansporn auf den Nacken gesetzt, der in keiner Stunde des Tages und in keiner Weise müde wird, Euch überall im Nacken zu sitzen und einen nach dem anderen zu wecken, zu überzeugen und zu schelten . . . und nach meiner Gewohnheit zu ihm zu sprechen: ‚Trefflichster der Männer, wie, Du, ein Athener, Bürger der größten und durch ihre Weisheit und Macht berühmtesten Stadt, schämst Dich nicht, nach Geld zu streben, daß Du möglichst viel bekommst, und ebenso nach Ruhm und Ehre; um Einsicht und Wahrheit aber und um Deine Seele, daß sie nämlich so vollkommen als möglich werde, sorgst und bekümmerst Du Dich nicht?‘ . . . Denn so zu tun befiehlt mir der Gott, das beteure ich Euch; und ich glaube, daß Euch noch niemals ein größeres Glück in der Stadt widerfahren ist als mein dem Gotte geweihter Dienst! . . . Athener, glaubt also (meinem Ankläger) Anytos oder glaubt ihm nicht, sprecht mich frei oder sprecht mich nicht frei – ich werde nicht anders handeln als bisher, und müßte ich viele Male dafür dem Tod verfallen sein!“ Denn so heißt es ein wenig zuvor in der Verteidigungsrede: „Athener, ich achte und liebe Euch; gehorchen aber werde ich dem Gotte mehr als Euch!“

Welche Frömmigkeit in dem der Gottlosigkeit angeklagten Manne!

In einer wenn auch noch so knappen und unzureichenden Darstellung der religiösen Persönlichkeit des Sokrates darf sicherlich nicht unterlassen werden, auf das eigentümliche Phänomen des sokratischen „Daimonion“ hinzuweisen, auf jene eigentümliche „Stimme“ übernatürlichen Ursprungs, die Sokrates von Kind an geführt und gelenkt hat.

Wiederum ist es Platon, der in der „Apologie“ den Sokrates von seinem Daimonion sprechen läßt. Es „ist etwas, von dem Ihr mich oft und an vielen Orten habt reden hören: daß mir nämlich eine Art göttlicher und daimonischer Stimme ertönt . . . Es geht mir aber wirklich von Kindheit an so, daß mir so etwas wie eine Stimme ertönt; und so oft sie mir ertönt, hält sie mich davon ab, etwas zu tun, was ich gerade vorhabe, niemals aber treibt sie mich zu etwas an.“

In Platons Dialog „Euthydem“ erzählt Sokrates: „Recht durch eines Gottes günstige Fügung saß ich gerade da . . . und war schon im Begriffe aufzustehen, da kam mir, als ich das wirklich tun wollte, das gewohnte göttliche Zeichen. Ich setzte mich daher wieder.“ Und gleich darauf kommen die beiden Männer, mit denen er über Bedeutungsvolles reden wird.

Was bedeutet dieses Zeichen? Guardini sagt dazu, dieses Phänomen habe „einen unverkennbaren Eigencharakter, der darauf hinweist, daß es sich um eine primäre religiöse Erfahrung handelt. Das wird besonders klar, wenn man hinzunimmt, was Sokrates, schon zum Tode verurteilt, in seiner dritten Rede zu jenen unter den Richtern sagt, die ihn freigesprochen haben. Da erzählt er ihnen, die

innere Warnung (die „Stimme“, das Daimonion) habe sich „auch bei den geringsten Anlässen widersetzt“, wenn er „im Begriff war, etwas falsch zu machen“. So weit (meint Guardini) könnte es noch die Äußerung des verbotenden Gewissens sein; aber gleich das Folgende, wonach die „Stimme“ ihm „oft mitten im Sprechen Einhalt geboten hat“, zeigt, daß sie „einen Charakter der Plötzlichkeit und des Anderswoher trägt, welcher sie viel eher in die Nähe des Prophetischen rückt.“ Das gleiche geschieht, wenn er sie die „vertraute Weissagung“, die „Weissagung des Daimonion“, das „Zeichen des Geistes“ nennt, Benennungen, die offensichtlich der religiösen, genauer der seherischen Sphäre zugehören. „Sokrates ist von einer geheimnisvollen Führung gelenkt . . . Ihr hattet eine gewisse (mit der Irrationalität des Religiösen übereinstimmende) Willkür an . . . Und es ist bedeutungsvoll daß Sokrates, der Selbständige, Uner-schrockene, Führungsgewohnte, ihr sofort und unbedingt gehorcht. Sicher wäre es abwegig, ihn einen Seher nennen zu wollen, dafür liegt der Schwerpunkt seines Wesens viel zu sehr im Philosophischen. Bedenkt man aber, wie ehrfürchtig dieses sein Wesen ist, und andererseits, wie unerbittlich er die Menschen in eine neue, gefährliche Verantwortung stellt, dann muß man fragen, woher er Befugnis und Kraft dazu nehme. Sokrates ist ja doch kein Absolutist, vielmehr mißtrauisch gegen jede zu starke Behauptung, skeptisch sich selbst gegenüber, und seiner Verantwortung gegen die Menschen, über die er so große Macht hat, tief bewußt. Wodurch ist er, als lebender und fühlender Mensch, seinem eigenen Tun gewachsen? . . . Im Letzten scheint keine andere Antwort möglich als die, es sei etwas Religiöses . . . Existenz und Wirksamkeit des Mannes wurzeln im Bewußtsein einer göttlichen Sendung, die er in einem Erlebnis am Anfang und in einer immer wieder sich einstellenden Weisung im Laufe seines Wirkens erfahren wird“ (Romano Guardini, Tod des Sokrates).

(Der zweite Teil folgt in der nächsten Nummer)

„Gemeinsame kirchliche Empfehlungen für die Seelsorge an konfessionsverschiedenen Ehen und Familien“

Die Deutsche Bischofskonferenz und der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) haben „Gemeinsame kirchliche Empfehlungen für die Seelsorge an konfessionsverschiedenen Ehen und Familien“ verabschiedet. Sie wenden sich in erster Linie an die Pfarrer sowie an alle, die in der Eheseelsorge und Eheberatung tätig sind. In ihrem Vorwort weisen der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Josef Höffner, und der Vorsitzende des Rates der EKD, Landesbischof D. Eduard Lohse, darauf hin, daß die Empfehlungen zeigen wollen, daß sich „die Treue zur eigenen Kirche und ihrer Glaubensüberlieferung mit einer verständnisvollen Einfühlung in die Glaubenswelt und die kirchliche Bindung des Lebensgefährten verbinden läßt und daß auch bei Verschiedenheit der Konfession die vorhandene Gemeinsamkeit tragfähig sein kann für eine aus christlichem Glauben gestaltete Lebensgemeinschaft“.

Seit 1971 bemühen sich die beiden Kirchen um eine Zusammenarbeit in der Seelsorge an konfessionsverschiedenen Ehen. 1974 legten sie Empfehlungen für die Ehevorbereitung konfessionsverschiedener Partner vor. Die jetzt veröffentlichten Empfehlungen für die Seelsorge führen diese weiter. Sie sind von 1975 bis 1979 von einer Kommission aus je acht evangelischen und katholischen Mitgliedern erarbeitet worden. Danach wurden sie eingehend im Rat der EKD und in der Deutschen Bischofskonferenz behandelt und im September 1981 verabschiedet. Sie haben – so Kardinal Höffner und Bischof Lohse in ihrem Vorwort – „keinen abschließenden Charakter, sondern geben der Zuversicht Raum, daß den getrennten Kirchen auf ihrem Weg zu größerer Gemeinsamkeit in Glauben und Lehre auch weitere förderliche Schritte im Bereich der Seelsorge an konfessionsverschiedenen Ehen und Familien möglich werden“.

Im Unterschied zum kurz vorher veröffentlichten „Ja zur Ehe“, das appellativ um Verständnis für Sinn und Bedeutung der christlichen Ehe wirbt, wenden sich die beiden Kirchen in diesen „Empfehlungen“ den aus ihrer je eigenen Konfessionalität erwachsenden Fragen zur Seelsorge an konfessionsverschiedenen Ehen und Familien zu.

Im ersten Kapitel der „Empfehlungen“ werden „Grundüberlegungen“ angestellt, u. a. über die Ehe in christlichem Verständnis und über Taufe und Glaube als Grundlage aller christlichen Gemeinsamkeit. – Das zweite Kapitel zeigt Wege kirchlicher Zusammenarbeit auf, angefangen von der Trauungsvorbereitung, der Trauung selbst, über das religiöse Leben in der Ehe, die Erziehung der Kinder bis zum Leben in der Gemeinde. Besondere Betonung erfahren dabei die Pflege des gemeinsamen Gebetes in Ehe und Familie sowie das gemeinsame Le-

sen der Bibel. Die Ehegatten werden ermuntert, nicht auf die einigende Kraft des gemeinsamen Gebetes zu verzichten, weil es dazu beiträgt, über Gegensätze hinweg sich neu zu finden. Auch die Kinder sollen von klein auf mit dem Sprechen das Beten lernen. Und wie die Bibel allen Kirchen gemeinsam gehöre, so gehöre sie auch den Ehepartnern gemeinsam, auch wenn diese verschiedenen Kirchen angehören.

Mit entsprechender Sorgfalt wird die Frage des Gottesdienstbesuches behandelt, die für konfessionsverschiedene Paare ein besonderes Gewicht hat. Es wird der Grundsatz herausgestellt: „Jeder der beiden Partner soll gemäß seinem Gewissen in seinem Glauben verwurzelt und in seiner Kirche beheimatet bleiben.“ Bei passender Gelegenheit allerdings „sollten konfessionsverschiedene Partner ... Gottesdienste ihrer Kirchen auch gemeinsam besuchen“. Nimmt auf diese Weise der katholische Partner sonntags an einem nichtkatholischen Gottesdienst teil, so ist er allerdings dennoch gehalten, die hl. Messe zu besuchen (außer wenn dies mit großen Schwierigkeiten verbunden wäre).

Eingehend setzen sich die „Empfehlungen“ mit den Fragen um katholische Eucharistiefeier und evangelisches Abendmahl auseinander. Gegenüber der heute nicht selten erhobenen Forderung nach einer gegenseitigen Zulassung zum Tisch des Herrn wird herausgearbeitet, daß dies erst dann möglich ist, wenn sich die Kirchen in ihrem Glauben und ihrer Lehre so nahe gekommen sind, daß sich in der Abendmahlsgemeinschaft auch die Glaubens- und Kirchengemeinschaft verwirkliche. Diese Nähe aber sei unter den beiden Kirchen noch nicht erreicht. Im dritten und abschließenden Kapitel werden „Seelsorgerliche Hilfen bei typischen Mißverständnissen“ angeboten.

Der Text der „Empfehlungen“ kann beim Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 163, 5300 Bonn 1 bezogen werden.

„Laßt euch vom lieben Gott beraten!“

Mitte November 1981 starb in Burgbrohl/Eifel einer der markantesten deutschen Bildhauer unseres Jahrhunderts, Gerhard Marcks, 92 Jahre alt. 1889 in Berlin geboren, kam er noch verhältnismäßig jung als Lehrer an das berühmte Bauhaus. Seine wachsende Anerkennung auch über Deutschland hinaus bestätigte 1930 eine Ausstellung in New York, die man ihm zusammen mit Wilhelm Lehmbruck († 1919) und Georg Kolbe († 1947) veranstaltete. Unter dem Nationalsozialismus wurde seine Kunst als „entartet“ gebrandmarkt. Der größte Teil seiner bis dahin geschaffenen Werke ging in den Bombennächten des Zweiten Weltkrieges unter. Nach dem Krieg bekam er zunächst einen Ruf nach Hamburg, danach an die Kunsthochschule in Köln. Marcks war nicht nur ein großer, sondern auch ein eminent fleißiger Künstler. Ein 1977 erstellter Katalog seiner

Werke enthält allein mehr als tausend Skulpturen. Dabei arbeitete der Plastiker auch als Graphiker von bedeutendem Rang.

Je länger er lebte, desto entscheidender ist Gerhard Marcks gegen den Strom geschwommen. Das traf bei ihm natürlich in besonderer Weise für die Jahre des „Tausendjährigen Reiches“ zu. Als Freunde ihm nahelegten, den braunen Machthabern schon um des bloßen Lebensunterhaltes willen gefällig zu sein, gab er die Antwort: „Ich arbeite nicht fürs Dritte Reich, ich warte auf das Vierte.“ Klare Festigkeit zeichnet ihn auch aus gegenüber den wechselnden Modeströmungen auf dem Jahrmarkt der Avantgardisten. „Es ist gar nicht die Hauptsache, zeitgemäß zu sein,“ sagte er, „noch die Mitmenschen mit gesuchter Originalität zu verblüffen.“ Wo sein Standpunkt als Künstler war und wie tief er ihn begründet hatte, das bezeugte er einmal mit den Worten: „Plastik ist eine Sache der Gewichte und Proportionen, dem Chaos des Lebens abgerungene Form.“ Bei dieser Einstellung versteht man, daß Marcks trotz seines unverwechselbaren Stils und seiner Herbheit und Sprödigkeit ein „Klassiker“ geworden ist. Sein ganzes Leben lang war er durch seine Kunst entscheidend an der Schlacht um das abendländische Menschenbild beteiligt. Er erniedrigte den Menschen nicht zum Objekt bloßen Experimentierens, vielmehr suchte er in immer neuen Ansätzen Größe und Einzigartigkeit des Menschen als Geist in Leib auszuprägen.

Es verwundert darum auch nicht, daß Marcks' Kunst als in einem sehr ursprünglichen Sinne „fromm“, weil immer „kreatürlich“, bezeichnet werden muß. Er konnte darum auch Aufträge annehmen und ausführen wie die Statuen an der Westfassade der großartigen St. Katharinenkirche in Lübeck (in der Nachfolge von Ernst Barlach) und für den hl. Albertus Magnus im Gelände der Universität Köln.

In einem Fernsehinterview zu seinem 90. Geburtstag wurde Gerhard Marcks unter anderem gefragt, was er im Rückblick auf sein bewegtes, fruchtbares Leben den jüngeren Künstlerkollegen von heute sagen möchte. Darauf erwiderte er zweierlei: „Haltet euch an die Natur!“ und: „Laßt euch vom lieben Gott beraten.“ Das erinnert an einen anderen großen deutschen Künstler, an Albrecht Dürer, der 1528 schrieb: „Darum nimm dir nimmermehr für, daß du Etwas besser mügest oder wellest machen dann es Gott seiner erschaffnen Natur zu würken Kraft geben hat. Dann dein Vermögen ist kraftlos gegen Gottes Geschöff.“

Buchbesprechungen

SEIT JAHREN BEMÜHEN SICH IM Abendlande viele geistreiche Wissenschaftler, uns in fernöstliche Meditationsmethoden einzuführen und diese dem westlichen Menschen zu empfehlen und nahezubringen. Demgegenüber ist es erfreulich, festzustellen, daß auch westlich-christliche Mystiker wieder besser erschlossen werden. Nach dieser Richtung ist wohl auch die Neuherausgabe der Übersetzung des Hauptwerkes der hl. Theresa von Avila „Die innere Burg“ einzuschätzen, die auf der neuesten kritischen Textausgabe von Fray Efre-m de la Madre de Dios O.C.D. beruht. Fritz Vogelsang hat dem Werk eine sehr gute und solide Einführung vorangestellt, die aufmerksam macht auf die Bedeutung der großen Mystikerin von Avila, die seit 1970 Kirchenlehrerin ist. Vogelsang schreibt: „Daß das allegorische Leitmotiv (Innere Burg) dieses Werkes nicht zum beengenden Schema erstarrt, sondern vielmehr zum Quellmund immer neuer, sprudelnder Bilder, zum dämmenden, oftmals überfluteten Ufer eines drängenden geistigen Geschehens wird, ist der eindringliche Beweis für die Wahrhaftigkeit des Mitteilungswillens, der sich – unbesorgt um stilistische Perfektion oder logische Linearität – Gehör verschafft“ (S. 13). Theresa sagt das so: „Ihr dürft euch nicht vorstellen, daß diese Wohnungen (der Burg) wie aufgereiht eine hinter den anderen liegen. Richtet vielmehr eure Augen auf die Mitte, die das Gemach und der Palast ist, wo der König weilt, und stellt die Burg euch vor wie eine Zwergpalme, bei der viele Hüllen das köstliche Herzblatt umschließen.“

In der „inneren Burg“ gibt es sieben Gemächer oder Wohnungen. In der ersten handelt Theresa von der Würde und Schönheit unserer Seele, von echter Selbsterkenntnis und von dem „Gewürm“ der Sünde und den Unordnungen in unserem Inneren. In der zweiten Wohnung behandelt die Autorin die Beharrlichkeit im Kampfe gegen den Teufel, der uns immer wieder dazu verleiten will, dem eigenen Ich zu folgen. In der dritten Wohnung spricht Theresa von der geringen Sicherheit, die wir auf dieser Erde haben und wie sehr wir uns in Dürrezeiten immer wieder aufrichten und aufraffen müssen, um alle Prüfungen mit Nutzen für unser Heil zu bestehen. In der vierten Wohnung leitet sie dazu an, wie wir unterscheiden lernen müssen im Gebet und im Verkehr mit Gott zwischen

Freude (Befriedigung) und Wonne. Die Wonne sind unabhängiger vom Denken über religiöse Themen. Sie sind Herzensfreuden, die unvermerkt über den Beter kommen können. In der fünften Wohnung behandelt Theresa das Gebet der Vereinigung in seinen verschiedenen Aspekten und Nuancen. Hier spricht sie wieder von bösen Einflüssen der „Kleintiere“, wie es die flinken Eidechsen sind, die die Seele erneut beunruhigen können. In der sechsten Wohnung erklärt Theresa, wie die Seele langsam höherem Geistesflug entgegengeht und unter der Leitung Gottes ganz der Führung der Gnade „anheimfällt“. In diesem Stadium wird sie von vielen inneren Leiden befallen, vor allem auch von dem Schmerz an die Erinnerung ihrer früheren Sünden. Aber Gott teilt sich durch intellektuelle und noch mehr durch bildhafte Visionen der Seele mit. Der Seele wird Christus in seinem Leiden gegenwärtig, ebenso Maria, die Jungfrau. In der abschließenden siebten Wohnung der „inneren Burg“ behandelt Theresa die höchste Gottvereinigung und unterscheidet dabei die „geistliche Vereinigung“ von der „geistlichen Vermählung“. Es ist das Thema von den größten Wirkungen der Gnade des Gebetes in der sich mit Gott vereinigenden Seele.

Die Lektüre der „inneren Burg“ ist nicht gerade leicht. Vieles bleibt dunkel, weil Theresa stark aus eigenem Erleben schreibt. Man schaut in einen großen, geöffneten Steinbruch, man bewundert die Vielfalt der schon gebrochenen Marmorblöcke, aber bleibt doch etwas verwirrt vor den vielen aufgeschichteten Reichtümern. Das aber gerade läßt einen Blick tun in das Geheimnis der menschlichen Seele unter dem Einfluß der Gnade Christi. Nichts ist wohl dem westlichen Menschen mehr vonnöten als diese Wende nach innen, auch wenn er sich hier besonders hilflos erleben mag. „Der Weg nach innen“ (Tresmontant) ist aber in dieser oder jener Form die einzige Möglichkeit für das Christentum, zu überleben vor dem Andrang revolutionärer Weltseligkeit abendländischer Äußerlichkeit. Was Theresa von Avila auf ihre Art getan hat, kann und darf heute natürlich auf eine andere Weise angestrebt werden, nur muß es wahre religiöse Innerlichkeit im Sinne der Kirche sein.

Theresa von Avila, Die innere Burg, Zürich 1979: Diogenes Verlag, 224 S., DM 7,80.

B. Schneider

„DER GOTTGEWEIHTE ZÖLIBAT“ BE-
 titelt der französische Theologe und Dominika-
 ner Marc Trémeau ein Buch, das seit 1981 in
 deutscher Übersetzung vorliegt. Der Autor
 geht aus von den vielen Argumenten, die man
 heute oft gegen den Priesterzölibat in der Kirche
 verbreitet. Er bleibt aber nicht stehen bei der
 bloßen Apologetik, sondern zeigt Schönheit,
 Reichtum und Inhalt der gottgeweihten Jung-
 fräulichkeit positiv auf. „Der Ruf Christi an alle
 Christen“ ist ihm Grundlage und Ausgangs-
 punkt seiner Gegendarstellungen. Das Beispiel
 Christi, Mariens und Josefs stellt er hin als ze-
 chenreiche Weisung für das spätere Leben der
 Kirche: „Jedenfalls war dieser Glaube an den
 jungfräulichen Jesus, an eine jungfräuliche Mut-
 ter, an einen jungfräulichen gesetzlichen Vater
 in den ersten Jahrzehnten der apostolischen
 Predigt bei den Christen ganz sicher weit ver-
 breitet“ (S. 21). Die Zeugnisse für die Übung
 des Zölibates in den ersten Jahrhunderten des
 Christentums gehen auf das zweite und dritte
 Jahrhundert zurück. Dafür zitiert Trémeau P.
 Cayré: „Die Übung des Zölibates war sehr ver-
 breitet. Minutius Felix scheut sich nicht zu sa-
 gen, daß bei den Christen ‚plerique inviolati
 corporis virginitate perpetua fruuntur – die mei-
 sten sich der immerwährenden Jungfräulichkeit
 eines unversehrten Leibes erfreuen – (Octav.,
 31).“ Für sie alle war die Jungfräulichkeit ein
 „ins Leben übersetzter Glaube“ (S. 26).
 In Kapitel II seines Buches zeigt Trémeau, wie
 das Beispiel Christi bei der Berufung der Apostel
 immer auf die Ganzhingabe zielte, die der
 Herr verlangte: „Die Apostel zögerten nicht,
 unter dem Zugriff der Umstände ihre Familien-
 bande zu lösen“ (S. 34). Trémeau antwortet
 auch auf die Frage, daß es im Frühchristentum
 verheiratete Priester und Bischöfe gegeben ha-
 ben und nennt selbst einige Beispiele. Aber er
 zeigt auf, wie die Grundtendenz „Vom Ein-
 mal-Verheirateten zum Unverheirateten“ sich
 im Übergang von heidnischer oder jüdischer
 Vergangenheit zum endgültigen Durchbruch
 des Geistes und Denkens Christi verfestigt hat:
 zum zölibatären Leben. Der große Aufbruch
 des Christentums in dem ihm fremden Milieu
 war ein Aufbruch zur vollen und restlosen Hin-
 gabe an Christus. Erst als in späteren Zeiten die
 Kirche lenkend eingreifen mußte, kam es zu ge-
 setzgeberischen Vorschriften. Aber das „Frei-
 sein für Gott“ war der große, alles beherrschende
 Impuls, den Christus und sein Erlösungswerk
 ausgelöst hat. Trémeau zitiert gern zu den wich-
 tigen Fragen seines Themas P. Galot SJ, den
 entschiedenen Verfechter der kirchlich verstan-
 denen Ganzhingabe an Gott im jungfräulichen

Leben des Priesters. Trémeau beschreibt sehr
 gut den Zusammenhang zwischen dem Zölibat
 und der übernatürlichen Realität des ganzen
 Christusgeheimnisses. Darum führt ihn seine
 Darlegung zu der Einsicht, daß die viel disku-
 tierten Zölibatsfragen auf dem Hintergrund ei-
 nes zu erneuernden religiösen Lebens in der
 Kirche gesehen werden wollen, was eigentlich
 eine Selbstverständlichkeit sein sollte.

„Unter dem Anhauch des Geistes“ über-
 schreibt er das Kapitel V seines Buches. Hier zi-
 tiert er vor allem den zölibatär lebenden Laien
 Josef Folliet, der sich erst in späteren Lebens-
 jahren die Priesterweihe hat geben lassen, aber
 als hochbegabter und vielstudierter Wissen-
 schaftler bekannt wurde. Folliet weist alle An-
 würfe gegen das Zölibatsgesetz der Kirche für
 die Priester als zwiespältige Scheinargumente
 zurück. Schließlich verteidigt Trémeau die Au-
 torität der Päpste und die positiven Aussagen
 des Zweiten Vat. Konzils zum Thema Priester-
 zölibat. Und noch einmal betont Trémeau die
 Notwendigkeit der religiösen Innerlichkeit der
 Priester: „Das geistliche Leben der Priester“.
 Es folgen dann die Kapitel: „Im Lichte des
 Glaubens“, „Soziologie des gottgeweihten Zö-
 libates“, „Der Kern der Frage“, „Einwände“
 und „Schlußfolgerung“. Immer wieder stößt
 Trémeau durch zu der tieferen Begründung des
 zölibatären Lebens als eines Lebens im Geiste
 Christi und nach seinen Wünschen. Alle Ge-
 genargumente zur Zölibatsgesetzgebung der
 Kirche werden vom Autor des Buches als nicht
 stichhaltig nachgewiesen, während aber die
 theologischen, historischen und praktischen
 Gründe für die Beibehaltung des Priesterzölibates
 mit überlegener Wendigkeit vorgetragen
 werden.

Was allerdings nicht befriedigt an dem Werke,
 ist die Tatsache, daß der Autor nichts zu sagen
 weiß über die Bedeutung der Gottesmutter und
 ihrer Verehrung durch den jungfräulichen Men-
 schen. Wohl spricht Trémeau von der „geistli-
 chen Vermählung mit Christus“, aber er
 schweigt sich aus über die Hilfe Mariens bei der
 Verwirklichung des zölibatären Lebens, was
 sich an manchen Stellen des Buches geradezu
 aufdrängen würde. Das scheint uns eine wirkli-
 che Schwachstelle des Buches zu sein. Aber
 dennoch kann jeder Priester und Priesterkandi-
 dat das Buch mit großem Nutzen lesen, um sich
 besser zu verwurzeln in der großen Tradition
 des jungfräulichen Lebens von Christus her.

Marc Trémeau, *Der gottgeweihte Zölibat, Je-
 stetten 1981: Miriam-Verlag, 123 S., DM 6,00.*

B. Schneider

WIE HAT SICH DAS SELBSTVERSTÄNDNIS der Berufsgruppe „Religionslehrer“ in den letzten Jahren gewandelt? Hat das Vatikanische Konzil (1961–1965), hat die Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland (1972–1975) dieses Selbstverständnis verändert, und wenn ja, in welcher Weise?

Der Beantwortung dieser Fragen geht Bernhard Schach, wissenschaftlicher Mitarbeiter am soziologischen Fachbereich der Universität Saarbrücken in einer empirischen Arbeit nach, deren Basis die sorgfältige Analyse einer Befragung von Religionslehrern der Diözese Trier im Jahre 1977 darstellt.

In der Erziehungskrise der Gegenwartsgesellschaft, in der sich bedeutsame Prozesse sozialen Wandels vollziehen, sind natürlich besonders „religiöse Sozialisatoren“ (S. 7) betroffen. Den „Rollenkonflikt“ sieht Schach in der Tatsache begründet, daß Religionslehrer einerseits sich „zumindest im traditionellen Verständnis immer als weltanschaulich gebundene Sozialisationsagenten mit missionarischem Impetus verstanden haben“ (S. 8), andererseits sie ihrem Beruf in einer weltanschaulich neutralen, pluralistischen Gesellschaft nachgehen, deren übrige Erziehungsberufe aber kaum oder nur noch in Restbeständen auf ethisch-moralischen Orientierungen aufbauen.

Wenn die Untersuchung auch berufssoziologisch relevant ist, so signalisiert der Untertitel doch, daß der Hauptansatz der religionssoziologische Bezug ist, der in dem Versuch besteht, Auswirkungen und subjektive Bedeutungen innerkirchlicher Wandlungsprozesse im Bewußtsein religiöser Erzieher empirisch zu erfassen. Dieses Ziel hat der Autor zweifellos erreicht, besonders auch dadurch, daß er die empirischen Daten in den Rahmen einer Theorie stellt.

Die Arbeit ist auch insofern eine singuläre Erscheinung, als es bis auf die den evangelischen Bereich betreffende Darstellung „Religionslehrer 1970“ und die 1972 vorgelegte empirische Untersuchung von Battke (Befragung von 400 katholischen Religionslehrern der Diözese Rotenburg) keine Monographie über Religionslehrer gibt.

Nach einer theoretischen Grundlegung (Der Begriff der sozialen Rolle, Das soziale Feld der Rolle des Religionslehrers) werden Anlage, Durchführung und Ergebnisse der empirischen Untersuchung dargelegt. In der Zusammenfassung (S. 158 ff.) geht der Autor auf grundlegende Thesen ein, deren wichtigste vielleicht

„die Existenz subgruppenspezifischer Rolleninterpretationen“ ist, wobei die Subgruppen hauptsächlich aus Klerikern und älteren Befragten einerseits und Laienreligionslehrern und jüngeren Befragten andererseits bestehen.

Das Buch stellt einen wichtigen Beitrag der berufs- und religionssoziologischen Forschung dar im Zusammenhang des sozialen Wandels, in dem die Kirche sich heute befindet.

Bernhard Schach, Der Religionslehrer im Rollenkonflikt. Eine religionssoziologische Untersuchung, Kösel-Verlag, München 1980, 184 S.

Norbert Martin

„PATER KENTENICH – WIE WIR IHN erleben“: Unter diesem Titel hat Schwester M. Anette Nailis von der Gemeinschaft der Schönstätter Marienschwestern „für die Kreise und Freunde der internationalen Schönstattfamilie“ ein Bändchen von fast 200 Seiten über den Gründer des Schönstattwerkes geschrieben, bei dem ihr große Dankbarkeit die Feder führte. Im einleitenden Vorwort charakterisiert die Autorin ihre Arbeit mit den Worten: „Was im folgenden über Pater Kentenich ausgesagt wird, ist das, was wir von ihm ‚gehört und geschaut‘ haben. Die Autorin faßt sich auf, als ‚Werkzeug‘ das niederzuschreiben, was sie in jahrelanger Weggemeinschaft mit dem Gründer des Schönstattwerkes erleben durfte.“ Und weiter: „Es geht in den fünf Kapiteln nicht darum, den Lesern Pater Kentenich in einer Art Biographie zu zeichnen“, vielmehr „werden einige Schwerpunkte in der Person von Pater Kentenich beleuchtet, in der Absicht, daß noch mehr Menschen ihn kennenlernen ...“ Die erwähnten „Schwerpunkte“ heißen: „Abbild des ewigen Vaters“, „Ganz Mensch“, „Polare Spannungseinheit“, „Priestergestalt“, „Ewige Jugend“. Diese Einteilung des Buches läßt erkennen, daß die Darstellung mehr deduktiv als induktiv angelegt ist. Der jeweilig namhaft gemachte Aspekt an der Persönlichkeit Pater Kentenichs wird durch Beispiele aus seinem Leben und durch Texte aus seinen Vorträgen, Predigten und Schriften veranschaulicht. Es sind vor allem diese Beispiele und Texte, die das Buch zu einer innerlich bereichernden Lektüre machen.

M. Anette Nailis, Pater Kentenich – wie wir ihn erleben, Vallendar-Schönstatt 1981: Schönstatt-Verlag, br., 196 S., 22 Schwarz-Weiß-Bilder, DM 12,00.

E. Monnerjahn